

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337696](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337696)

Eins und Eins!

In der Schul' der kleine Heinz
 Weiß noch nicht mal: eins und eins. —
 Spricht der Lehrer: „Heinz, gib acht:
 Hat dir der Vetter 'nen Apfel gebracht,
 Bringt dir noch einen die Frau Bas',
 Heinzchen, wieviel Apfel sind das?“
 Heinzchen darauf gleich versetzt:
 „Das sind garnicht viel bis jetzt!“

In der Schul' der kleine Heinz
 Weiß noch nicht mal: eins und eins. —
 Spricht der Lehrer: „Heinz, schau her:
 Schenkt dir der Onkel ein Schießgewehr,
 Schenkt dir die Tante ein anderes dazu,
 Heinzchen, wieviel Gewehre hast du?“
 Heinzchen spricht ganz betrübt und gekraukt:
 „Die haben mir noch nie was geschenkt!“

In der Schul' der kleine Heinz
 Weiß noch nicht mal: eins und eins. —
 Spricht der Lehrer: „Heinz, sei schlau,
 Sonst gibt's Prügel — und zwar schau:
 Jede Hand kriegt einen Schlag,
 Wieviel Schläge sind das — sag?“
 Heinzchen ruft voll Angst im Flug:
 „Das sind mehr schon als genug!“

Ludwig Mülling.



Großmutter erzählt!

Großmutter erzählt! O die weiß, die weiß
 Die allerschönsten Geschichten.
 Es kann kein Dichter im ganzen Land
 So lieblich plaudern und dichten.

Großmutter erzählt — jene alte Mär
 Vom Wolf und den sieben Geißen.
 O wie nett! Die Großmutter weiß sogar,
 Wie die sieben Geißlein geheißt.

Großmutter erzählt! Es horcht und lauscht
 Das liebe Geschwisterpärchen,
 Denn wenn die Großmutter erzählt,
 Wird neu das uralte Märchen.

O betet, daß lange die Großmutter lebt,
 Und saltet drum täglich die Hände!
 Denn ist erst einmal Großmütterchen tot,
 Ist das schönste Märchen zu Ende! B. M.

Wig und Humor.

Nicht aus der Fassung gebracht.
 Während eines Dramas merkte der Held des
 Stückes, daß er im gegebenen Augenblick vergeß-
 sen hatte, einen Dolch zu sich zu stecken. Ohne
 jedoch die Fassung zu verlieren, sprang er auf
 seinen Gegner los und rief: „Stirb, Glender!
 Ich wollte dich mit meinem Dolche niederstechen,
 habe ihn aber nicht bei mir. So werde ich dich
 mit Erlaubnis des geehrten Publikums einfach
 erwürgen.“

*

Heimgesahlt. In einer öffentlichen
 Versammlung wurde für wohltätige Zwecke ge-
 sammelt. Die Dame, die sich der Sammlung
 ehrenamtlich unterzogen hatte, reichte den Teller

auch einem reichen Manne, der als Geizhals in
 der ganzen Stadt bekannt war. „Ich hab
 nichts!“ sagte ärgerlich der Reiche, als die Dame
 seine abwehrende Handbewegung nicht verstand
 wollte. — „Dann nehmen Sie sich etwas,“ klar-
 es ihm entgegen, „ich sammle ja für die Armen.“

*

Das Hornberger Schießen. In der
 Städtchen Hornberg im Schwarzwald wurde
 einst auf einem Schützenfest soviel Freuden- und
 Begrüßungsschüsse in die Luft geknallt, daß nach-
 her, als das eigentliche Zielschießen beginne
 sollte, kein Pulver mehr vorhanden war.

Daher sagt man noch jetzt: „Es geht aus
 das Hornberger Schießen“, wenn eine Sache er-
 gebnislos verläuft.

Der Bauernstand das Fundament.

Von einem Landwirt.

Ein großer unvergeßlicher Führer des deutschen Volkes hat in den neunziger Jahren auf einer Versammlung folgenden Ausspruch getan: „An einem Turm tragen alle Steine, am aller-schwersten aber tragen die untersten Steine; am großen Baum des Staates und der Gesellschaft tragen alle Stände, aber die Hauptlast ruht auf den Schultern der untersten Stände, ganz besonders auf den Schultern des Bauernstandes!“

Nach diesem wahren Ausspruch nimmt somit der Bauernstand einen ganz hervorragenden Platz im Staate ein; er bildet das Fundament. Der Bauernstand ist der Urstand, aus ihm haben sich im Laufe der Zeit alle übrigen Berufsstände entwickelt und durch ihn werden diese auch heute noch erneuert. Immer wieder fließt von dem Blute des Bauernstandes hinüber in die Adern der anderen Stände, ersetzt das verbrauchte Element und bringt auch dort neues Leben wieder zum Erblühen. Ungeheuer wichtig ist somit die Stellung des Bauernstandes im Staate; von seinem Wohl und Wehe hängt alles ab; nach seinen Grundsätzen richtet sich ein großer Teil des Volkes.

Das Fundament eines Baues muß gut und stark sein, sonst kann es den Bau nicht tragen. Wenn jemand sein Haus auf Sand baut, der ist ein Tor; wohl aber dem Menschen, der sein Haus auf Felsen gebaut hat. Alle Stürme und Wetter werden an diesem Fundament zerföhlen.

Ungeheuer wichtig ist heute das Fundament des Staates, der Bauernstand, eine ungemein große Verantwortung trägt er. Starke Strömungen sind vorhanden, um dieses Fundament zu zerbröckeln und zu verweichlichen. Die großen Zeitströmungen, der Geist des Atheismus und des Materialismus nagen auch an den Wurzeln des Bauernstandes. Wollen wir das Fundament gut erhalten, so müssen wir die Gefahr erkennen und dagegen kämpfen. Wir müssen die Sache so nehmen, wie sie ist und ein offenes Wort tut not. Der Schreiber dieser Zeilen, selbst ein Landwirt, der mitten im Leben steht, will aus wohlmeinendem Herzen dieses offene Wort reden.

Drei Bausteine an diesem Fundament des Staates sind besonders wichtig, und diesen drei Ecksteinen soll diese Abhandlung gewidmet sein.

Der erste Grundstein heißt: Gottes-glaube! Der Bauernstand muß christlich denken und handeln. Der Bauernstand steht und fällt mit dem Bekenntnis zum Christentum. Im Bauernstand hat von jeher das Christentum am tiefsten gewurzelt und die bäuerliche Bevölkerung war immer vom Geiste des Gottesglau-

bens und der christlichen Sitten durchdrungen. Kein Berufsstand kann so das Walten eines Gottes erkennen wie der Bauernstand. Der Bauer hat sein Arbeitsfeld in Gottes freier Natur; täglich und stündlich kann er das wunderbare Meisterwerk der Schöpfung bestaunen.

Der Bauersmann sät sein Korn in die Erde; er sieht es keimen, wachsen und blühen. Er sieht, wie die volle Ahr reift und die Sorgen wieder um eine Zeitspanne von ihm nimmt. Das Bauernvolk erkennt, daß dieses Wachsen, Blühen und Reifen nicht von ungefähr kommt, sondern er sieht das Walten eines großen unsichtbaren Schöpfers und er betet diesen Schöpfer und Gott an.

Der Bauer lernt aber nicht nur die Segnungen der Natur kennen, er ist auch am allermeisten den Gewalten der Natur unterworfen. Blitz und Donner, Hagelschlag und Mißwachs vernichten oft in ein paar Minuten seine ganze Ernte und zerstören seine schönsten Hoffnungen. Der Bauer aber erkennt, daß auch diese elementaren Naturgewalten nicht von ungefähr sind; sondern über ihnen steht auch wieder einer, in dessen Hand alle Gewalt gelegt ist, der allmächtige Gott. In diesen Naturgewalten erkennt der gläubige Bauersmann die ganze Größe des Schöpfers und seine eigene geringe Stellung, die ganz in die Hand seines Gottes gelegt ist.

Das Bauernvolk muß vom Geiste des Gottesglaubens durchdrungen sein bis ins Mark hinein. Wer dem Bauernvolk seine christlichen Grundsätze nehmen will, der untergräbt den Stand und unterwühlt damit das Fundament des ganzen Volkes. Wer dem Bauernvolk sein Gottesgnadentum raubt, der raubt ihm das Glück und den Frieden.

Hand in Hand mit der Betätigung der christlichen Grundsätze geht die christliche Nächstenliebe. Von altersher war das Bauernvolk warmherzig gegen den Mitmenschen. Die Gastfreundschaft der Bauern ist sprichwörtlich und kein Bettler klopft umsonst an. Diese Liebe zum Mitmenschen hat in vielen Kreisen des Bauernvolkes herrliche Früchte gezeitigt. Tausende und abertausende von unterernährten Stadtkindern sind um Gotteslohn auf dem Lande monatelang verpflegt und neu gefräßigt worden. Millionen von Mark sind in Geld und Geldeswert auf dem Lande gesammelt worden zur Linderung des Kriegselendes. Alle Hart-herzigkeit und Geldgier so mancher Kreise in der Landwirtschaft werden überstrahlt von diesen Werken christlicher Nächstenliebe auf dem Lande.

is. —
her:
wehr,
dazu,
u?"
gekrant
nt!"

tauscht

lebt,

tet,
B. M

eizhals
Ich hab
die Dam
versteh
as," Han
Arment

In der
wurde
uden- un
daß nach
beginne
r.
t aus w
Sache e

Diese Gesinnung muß dem Landvolke erhalten bleiben auch für die Zukunft. Kein offener und ehrlicher Gottesglaube ohne Betätigung der christlichen Nächstenliebe.

Alle diejenigen, die dazu berufen sind und ein warmes Herz haben für Volk und Vaterland, mögen im Bauernstand die christlichen Gesinnungen hegen und pflegen. Sie erhalten damit den wichtigsten Eckpfeiler am Fundament des Staates.

Der zweite Baustein im Fundament des Staates heißt: „Heimatliebe und Staatsautorität“. Kein Stand ist so wie der Bauernstand von Natur aus berufen, die Stütze der Ordnung im Staatswesen zu sein. Der Bauernstand ist konservativ, das heißt, er hält fest an althergebrachten Grundsätzen. Er ist schon von Natur aus festgewurzelt mit seiner Scholle. Die Scholle ist die Welt des Bauern, die ihm alles bietet. Grund und Boden ernähren ihn und seine Familie, bieten ihm aber auch geistige Anregung und Erholung. Welcher Mensch, der täglich und stündlich in der herrlichen Natur sich betätigt, sollte sich nicht erfreuen an den Wunderwerken der Schöpfung, die ihm täglich, ja stündlich in neuer Größe entgegentreten.

Festverwachsen mit der Scholle, ist der Bauernstand auch eng verbunden mit der Heimat. Halte an deiner Heimat fest und sie wird dich nie verlassen. Es gibt nur eine Heimat. Und wäre diese Heimat die armseligste Bauernhütte im hohen Schwarzwald, so kann sie seinen Kindern tausendmal mehr Glück und Befriedigung bieten, als die lockende Pracht der Großstadt. Heimatliebe ist heute, wo alles in der Welt stürzt und wankt, ein Begriff, dessen Betätigung noch nie so notwendig war wie heute. Zur echten Heimatliebe gehört auch das Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen, wie sie auch heute noch in einzelnen Gegenden zutage treten. Wenn auch der Fernstehende und Aufgeklärtseinwollende über diese alten Bauernfeste und Volksgebräuche abfällig urteilen mag; das Bauernvolk weiß, daß ihm die Betätigung bei solchen alten Sitten mehr Befriedigung bietet, als dem modernen Menschen seine Theater, Kinos und Tinglettangelfkonzerte. Echte treue Heimatliebe ist ein fester Grundstein im Fundament des Staates und muß stets hochgehalten werden.

Neben der Heimatliebe nimmt auch die Staatsautorität einen hervorragenden Platz ein. Der Bauernstand gilt immer als Träger der Autorität und der staatlichen Ordnung. Nur da können die Menschen zusammenleben und harmonisch zusammenwirken, wo die Autorität anerkannt wird und Ordnung herrscht. Das trifft auf jeden Bauernhof zu und noch viel mehr im Staate. In der heutigen Zeit macht bald jeder, was er will und alles schreit nach

Freiheit. Aber hören wir einmal die Worte des Dichters Schiller, der sagt: „Frei ist der Mensch, und wäre er in Ketten geboren; doch wo die Freiheit des einen anfängt, da hört die Freiheit des andern auf!“ Wenn in der großen Staatsfamilie alles gut gehen soll, so muß sich jedes Glied in seinen Bahnen bewegen, wie die Räder einer Uhr; nur so kann ein Staatswesen blühen und gedeihen. Wie in einem Bienenvolk Autorität und lebendiges Zusammenwirken herrscht, so müssen auch im Bauernvolk diese Grundsätze wieder lebendig werden.

Achtung vor dem Gesetz, treueste Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten und verständiges Einordnen in die große Maschine des Staatswesens; das sind Grundsätze, die heute eminent wichtig sind, das sind Bausteine für das Fundament des Staates und der Gesellschaft.

Der dritte Eckstein heißt: Solidarismus. Der Staat ist eine große Familie, die zusammengesetzt ist aus den verschiedensten Berufsständen. Keiner dieser Berufsstände kann aus sich selbst allein gedeihen. Jeder Stand erzeugt das, was andere Stände verbrauchen und verbraucht das, was die anderen Erwerbsstände erzeugen. Ein Stand ist auf den andern angewiesen; einer kann sich nur bereichern auf Kosten der anderen. Und hier ist heute das Wort „Solidarismus“ am Platze, d. h. Verständnis haben auch für das Wohl und Wehe der andern Volksgenossen. Wieviel wird gegen dieses Prinzip heute geübelt. Jeder Erwerbsstand treibt eine möglichst aggressive Wirtschaftspolitik; jeder stellt seine Forderungen so hoch, daß andere unbedingt Schaden leiden. Auch in manchen Kreisen des Bauernstandes hat diese unheilvolle Politik leider Gottes, Eingang gefunden. Ein Sprichwort, das man heute viel hört, heißt: „Bauernwohl ist Volkswohl!“ Aber mit noch größerem Rechte kann man sagen: „Volkswohl ist auch Bauernwohl!“ Wenn das Volk blüht und gedeiht, dann hat auch der Bauernstand seine Lebensmöglichkeit. Wenn andere Erwerbsstände gut situiert sind, dann hat auch der Bauernstand lohnenden Absatz seiner Produkte und kaufkräftige Abnehmer.

Der selige Bauernführer Schiller hat in Versammlungen oft den Ausspruch getan: „Leben und leben lassen!“ Diese Worte aus dem Munde unseres langjährigen treuen Führers müssen auch voll und ganz Anwendung finden auf die heutigen Zustände im Zusammenleben der einzelnen Berufsstände im Staate. Der Bauernstand muß sich diese Worte eines Schülers tief einprägen bei all seinem Handeln. Wir im Bauernvolk müssen unsere Interessen vertreten, wir müssen einstehen für unsere gerechten Forderungen, aber niemals dürfen wir vergessen, daß eine einseitige Politik nur zum

Schaden des Volkes sein wird. Die Politik des Bauernstandes muß sich bewegen auf der goldenen Mittellinie. Der Bauernstand als Urstand muß auch in bezug auf Solidarismus den anderen Berufsständen als Vorbild dienen.

Jeder Stand hat seine Licht- und Schattenseiten, aber jeder Stand muß auch die schöne Seite seines Berufes voll und ganz würdigen. Liebe zum Beruf, eintreten für Scholle und Heimat und Verständnis für die Nöten der anderen Volksklassen sollen und müssen Grundsätze des Bauernstandes sein und bleiben. Dieser christliche Solidarismus ist ein gar wichtiger Baustein im Fundament des Staates und jeder Berufene muß mitwirken, daß dieser Baustein fest und stark bleibt.

Zum Schluß will ich noch einmal alles kurz zusammenfassen.

Wahrer, echter Gottesglaube, Liebe zur Scholle und Heimat, Festhalten an der staatlichen Ordnung und christlicher Solidarismus sind die Ecksteine am Fundament des Staates. Diese Bausteine muß der Bauernstand bilden und festigen. Das ist eine hohe verantwortungsvolle Aufgabe. Alle Führer des Bauernstandes müssen von diesen Grundsätzen durchdrungen sein und diese Wahrheit hineintragen in die breiten Schichten des Volkes. In dieser furchtbar ernsten Zeit muß jeder Freund des Volkes sein Bestes hergeben, um das Volk in seinen Grundfesten zu erhalten.

Alle müssen dafür sorgen und kämpfen, daß unser neuer Staat und unser neues Volk auf diesem festen Fundament aufgebaut wird. Und dieses Fundament war zu allen Zeiten, ist es auch heute noch und möge es für alle Zukunft bleiben, der Bauernstand. Sch.



Wir Bauern brauchen uns des Lebens nicht zu schämen!

Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen,
Wir brauchen uns des Lebens nicht zu schämen,
Und sind wir Knechte der Arbeit nur,
Wir kommen dem heimlichen Glück auf die Spur.

Wir wissen, wie's der Frühling meint,
Wenn seine Sonne den Acker bescheint,
Wir hören im Wald der Käfer Gesumm,
Das Herz will singen, der Mund bleibt stumm.

Der Scholle Geruch wir atmen ein,
Und müssen wieder stille sein;
Wir wischen den Schweiß uns vom Gesicht
Und blicken ins rote Morgenlicht.

Wir Bauern schaffen mit schwerer Hand,
Wir halten Stürmen und Wetter stand,
Wir seh'n, wie der Hagel die Halme fällt,
Der Acker wird schweigend neu bestellt.

Wir ahnen, was die Tanne klagt,
Wenn tief ins Holz die Säge nagt;
Wir plaudern mit dem jungen Baum
Und gönnen ihm den Frühlingstraum.

Wir schau'n nicht weit nach Ost und West,
Wir hängen am Heim, wir hängen am Nest,
Der Hütte Zauber, des Ackers Schweigen,
Sie sprechen zu dem nur, dem beide eigen.

Wir Bauern, das soll uns keiner nehmen,
Wir brauchen uns des Lebens nicht zu schämen,
Das heimliche Glück gibt heimlich nur,
Doch wandelt es gerne auf unserer Flur.

L. R. M a l s c h.



Es kommt ans Licht der Sonnen.

Humoreske von Adolf Thiele.

„Man hat's nicht leicht!“ so würde der Gendarm Bremse gesagt haben, wenn er zum Spasfen aufgelegt gewesen wäre. Aber das war er nun ganz und gar nicht, dazu verspürt man überhaupt keine Lust, wenn man so Tag für Tag den Wilderern, den bösen Brüdern nachsehen muß, und wenn sie dann nicht so liebenswürdig sind, sich erwischen zu lassen. Im Verein mit seinen Kollegen und den Forstbeamten mühte sich Bremse vergebens, und von den Hasen, die ihm diese verlorene Liebesmüh' bereits eingetragen, hätte er sich eine stattliche Sammlung anlegen können: spitze oder klobige Exemplare gab es da genug.

Auch heute, an einem trübem Morgen, war Bremse schon eifrig umhergelaufen, daß ihm warm wurde, aber — nichts zu sehen.

Doch halt, was war das dahinten am Waldestrand für eine Gestalt?

Ein Mann war es, wenigstens war es unten gegabelt, und er schien etwas zu tragen. Von Büschen gedeckt, eilte Bremse näher, so schnell es ihm seine kräftigen Gendarmenbeine gestatteten.



Der trug doch einen Hasen, wenn nicht alles täuschte. Ob nun der ferne Wanderer den Hüter der öffentlichen Ordnung gesehen hatte, erschien ungewiß, wenigstens ging er ruhig weiter, dem Dorfe zu; übrigens war noch ein hübsches Stück Wegs zwischen ihm und dem schnauzenden Gendarmen.

Trug er nun wirklich einen Hasen? Das Auge des Gesetzes strengte sich mächtig an, aber der

Mann hielt jetzt den Gegenstand, den er trug, vor sich, sodaß hinten nichts zu sehen war.

Nun verschwand er im Dorfe, und der Gendarm traf einige Minuten später hier ein. Auf der Straße war niemand, und Bremse war außerdem überzeugt, wenn er fragen würde, wußte niemand etwas. Die „Kassellbande“ hielt ja zusammen, nur der Lehrer und ein paar Gemeinderäte hätten ihn unterstützt — aber die wohntem hier draußen nicht, wo der Mann verschwunden war. Dem Gange nach mußte es Wasser gewesen sein, einer der gerissensten Kerle, der schon längst im glänzendsten Lichte des Wildererverdachts stand, aber noch nicht zu fassen gewesen war.

Vielleicht, meinte Bremse, könnten doch, wenn auch der Hase selbst verborgen wurde, Blutspuren zum Verräter werden, und darum betrat er Wussers Häuschen.

Als er an die Stubentür klopfte, erscholl drinnen die Stimme des Hausherrn: „Ach, dummes Zeug, macht, daß ihr hereinkommt!“

Erstaunt folgte der Gendarm der sonderbaren Einladung.

„Ach, Sie sind's!“ rief ihm Wasser entgegen, der, gemütlich lesend, am Dien saß. „Ich dachte, die Kinder wären's, die machen sich immer den Spaß und klopfen.“

Der Gendarm wurde etwas verblüfft; war Wasser wirklich unschuldig oder verstellte er sich nur so grobartig?

Etwas verlegen sagte er, er müsse Hausfuchung halten, eine Mitteilung, die Wasser mit einem gleichmütigen „meinetwegen“ beantwortete.

Doch, was war das? Da waren ja Blutstropfen an der Erde; sie führten vom Hof durch die Stube nach der Küche. Bremse war so eifrig in der Verfolgung der Spur, daß er fast an die Wiege gerannt wäre, in der Wussers Kleinstes lag. Das achtjährige Töchterchen, das dieses wiegte, hielt ordentlich erschrocken in ihrem Summen an, das eine Art Wiegenlied darstellte.

Der Gendarm stürzte in die Küche, und hier fand er Wussers Frau, die gerade beschäftigt war, eine Henne zu rupfen.

Der Gendarm wurde jetzt wieder verblüfft; trotzdem suchte er nach dem Hasen, aber vergeblich.

„Das Blut ist von der Henne?“ fragte er argwöhnisch.

„Na, natürlich,“ erwiderte Wasser, „ich habe ihr draußen den Kopf abgerissen.“

Der Gendarm wollte dies sehen und betrat auch den Hof, wo auch wirklich der Kopf lag. Bremse schüttelte den feinigten, murmelte etwas

von „Bedauern“ und „Pflicht tun müssen“ und ging seiner Wege.

Mißtrauisch, wie er war, lehrte er bald wieder um und betrat nochmals Wuffers Heim, fand diesen jedoch wieder ruhig lesend und ging noch verlegener als vorher davon.

„Alte,“ sagte Wuffer nach einer Weile, als er in die Küche trat, „heute essen wir das Subn, den — Hasen heben wir uns bis Sonntag auf!“

„Aber es kommt manchmal anders!“

Am nächsten Morgen stand Herr Lehrer Morgenbrot vor seinen Schülern und Schülerinnen — alle, groß und klein, waren in der einen Klasse untergebracht — und beschäftigte sich gerade mit den Jüngsten.

„Nun, sage mir einmal, Hans,“ fragte er einen Siebenjährigen, „was gibt's denn noch in eurer Stube?“

Hans antwortet, was er wußte, und auch seine Herren Kommilitonen trugen dazu bei, dieses Gebiet des Wissens reich auszugestalten. Da wurde die Uhr genannt, der Spiegel, der Ofen, und auch die Wiege wurde erwähnt.

„Wozu ist die Wiege da?“ fragte Morgenbrot einen anderen Schüler.

„Da liegen die kleinen Kinder drin,“ sagte der Sechsjährige wichtig.

„Gut! Was geschieht mit den Kindern, wenn sie in der Wiege liegen?“

„Sie werden gewiegt!“

„Richtig! Warum werden sie gewiegt?“

„Daß sie nicht schreien.“

„Gut! Was ist noch in der Wiege?“

Einige hoben die Finger. „Du!“

„Betten!“

„Richtig!“

Nur Wuffers achtjähriges Lieschen hielt jetzt noch den Finger in die Höhe.

„Nun, Lieschen, was ist noch drin?“
„Gestern,“ sagte Lieschen stolz, „habe ich einen Hasen gewiegt.“



„Einen Hasen?“ fragte der Lehrer erstaunt.
„Wie kam denn der in die Wiege?“

„Der Vater legte ihn hinein und sagte: da wiege und singe dazu!“

„So so!“ machte Herr Morgenbrot, und so kam es, daß der Besitzer dieser so eigenartig verwendeten Wiege am Sonntag keinen Hasenbraten aß, und der Gendarm Bremse mächtig schmunzelte, als er später seine Zeugengebühren einstrich.



Schlaumännchen!

Als Hanschen aus der Schule kam
Am ersten Tag des Jahrs,
Da fragte die Mutter allsogleich: [war's?"
„Schlaumännchen, sprich, wie ging's, wie

Schlaumännchen sprach: „O glaub' es mir,
Der Lehrer weiß nicht mehr als wir!
Er fragte uns alles — das und dies —
Und wußte nicht mal, wie ich hieß!

Und als er mich zuletzt gefragt:
„Schlaumännchen, wie wird's „i“ gemacht?“
Da sagt ich: „Das ist 'ne böse Geschichte!
Herr Lehrer, das weiß ich selber nicht!“

Ludwig Müd ling.

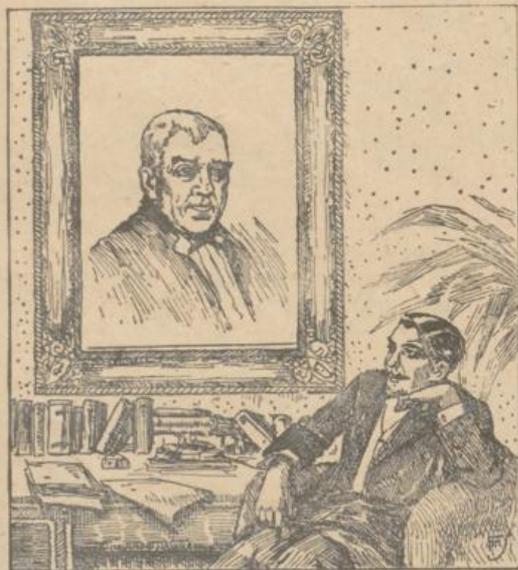


Mein Oheim, der Bauer.

Ein Lebensbild von Hugo Bingley.

Wie oft ist Herr Amtsrat Treuherz schon gefragt worden, wer das Bild darstelle, das in so auffällig bevorzugter Weise über des Herrn Amtsrats Schreibtisch hänge.

„Das ist ein Bauer,“ pflegt der Gefragte so schroff zur Antwort zu geben, daß die meisten nicht wagen, weiter zu fragen. Ob der Mann verwandt sei mit Herrn Amtsrat . . . ? Sein Vater ist es nicht, dazu war gar keine Ähnlichkeit vorhanden. Der Herr Amtsrat so schlant und fein und so sanfter Schreibstübchenbläse. Jener aber hat einen derben Kopf und ist sicher mit brauner Gesundheit beglückt gewesen. Den dicken Hals umgibt ein einfacher Umlegekragen. Größte Einfachheit war ersichtlich das ganze



Wesen des Mannes auf dem Bilde. Lag das Schätzbare wohl, den andern verborgen, im Gemüth?

Nicht einmal die Frau des Hauses weiß so ganz überzeugt, was es mit der Liebe ihres Mannes zu dem Bauernbild für eine Bewandnis habe. Manche Tage pflegt Vater Treuherz stundenlang zu dem Bild hinaufzuschauen und Zwiegespräch mit ihm zu halten: „Wenn's lauter so Menschen gäbe!“ Frau Treuherz weiß nur, daß der Mann in seiner Bauerneinfachheit der Oheim ihres Mannes war und schon mehrere Jahre vor ihrer Verheiratung gestorben ist, kurz nach dem Tode der Mutter ihres Mannes. Bekannt hat sie weder ihn selbst noch die Verwandten in Wolfheim, wo der Oheim gewohnt.

Nur vor seinem besten Freunde hat der Herr Amtsrat einmal sich ausgesprochen, was ihn

dieses Bild so zu verehren verpflichtete, was dieser „Bauer“ für seine Persönlichkeit gewesen sei.

„Nur ein Bauer“, hört man so gern und gedankenlos über die Mitmenschen reden, die doch die arbeitsamsten auf der Welt sind. Daß der Bauer so hartnäckig und beharrlich seines kleinen Reiches Nutzen zu mehren sucht? Tut er's nicht, wenn vielleicht auch unbewußt, zum allgemeinen Wohl?

Jedem andern gönnt er's, gleichermaßen sich seiner Haut zu wehren. Die Arbeit ist dem Bauern Freud und Leben, drum vielleicht auch das so geringe Verständnis des Landwirts für den neuen Lichtfundentag. Freie Stunden der Erholung achtet der Bauer als eine Gottesgnade. Für sein Vaterland schreit der Bauer nicht gedankenlos Hurra, aber ohne Zuden und ohne Murren läßt er Haus und Hof im Stich, wenn es gilt, die Heimat gegen den Feind zu verteidigen.

Herr Treuherz hatte daheim eine sorgenfreie Jugend genossen. Wohl waren sie viele Geschwister, aber — so schien es wenigstens — Vaters Einnahmen waren gut, man hatte einen reichlich gedeckten Tisch, bekam Spielsachen soviel man begehrte, und galt mehr als andere Kinder des Städtchens. O du klarblauer Jugendhimmel. Doch weh! Wetterdräue und Sturm blieben nicht aus. Ein Donnerschlag! Konnte wirklich der gute Vater sterben und seine Lieben zurücklassen auf der Welt? Wie flossen die Tränen in jenen Schmerztagen. Das Schifflein schwankte schwer und schien versinken zu wollen, da erschien ein Steuermann, der es mit fester, sicherer Hand wieder in ruhiges Wasser zu lenken verstand. Die Mutter hörte man leise sagen: Er hat mir verziehen! — Die Kinder sprachen einander leise ins Ohr: „Der Onkel in Wolfheim!“

Er war nicht selber gekommen, er wirkte aus der Ferne.

Die Jahre gingen hin. Wie waren die Kinder im geheimen so stolz, einen reichen Onkel zu haben. Aber, die Mutter mußte wohl Angst haben vor ihm. Der Onkel ist ein . . . Bauer? Sever durfte der Max einmal zum Oheim in die Ferien. Max wollte es nicht glauben, daß der Onkel auch nur so ein Bauersmann in Bluse und schwarzer Zupfkappe, wie der Nachbar Stumpf eine trug. Die Mutter hatte Max bei der Abreise ermahnt, dem Onkel und der Tante ja recht brav zu folgen.

Seltam, daß man die beiden gar nicht so gern haben konnte wie den Vater einst und allzeit die gute Mutter. Er war garnicht böse, der

Oheim, nein, manchmal recht spaßig und munter, aber immer so . . . man konnte nicht sagen wie. Fast wie der Herr Direktor in der Schule. Daß die vielen Leute auf dem großen Gut nur immer wissen, was sie zu tun haben? Der Oheim redet fast garnichts. Manchmal nur so nebenher, während dem Pfeifenrauchen. Aber alle verstanden ihn auf's Haar. Er brauchte nichts zweimal zu sagen und war auch gar nie aufgelegt dazu. Wie die Knechte und Mägde folgten, hui! Ein Tagelöhnerhepaar war auf dem Hof, das hatten des Onkels und der Mutter Eltern schon gehabt. Ob der Onkel auch noch so streng war, die guten Alten fühlten sich so wohl auf dem Hof, wie im Himmel. Weh, wenn etwas auf dem Hof herumlag! Nach den Pferden — der Onkel hatte sechs schöne C'urle und ein ganzes Duzend Kinder und unzählige Schweine —, Kindern, Kühen und Ferkeln schaute der Onkel als wie nach Kindern. Er war draußen auf dem Feld und auch schon wieder daheim, weil ein Händler da war, um ihm Vieh abzukufen. Ehrliche Preise waren beim Onkel Gesetz. Bei den Händlern aus dem Stamm Israel meistens nicht. Sie schienen aber den Onkel gut zu kennen.

Bei den großen Schlachten zur Erntezeit war er der Schlachtenlenker allerorten. Da gab's keine Niederlage. Da klappte alles aufs beste. Wie lachte er den armen Max einmal aus, als ein schweres Gewitter vom Rheine herzog und das Bürschlein Angst bekam. Geh' heim, du Städterle!, sagte er und gab dem Büble einen sanften Klaps auf das Hinterle. Er stand aber unter den Seinen wie ein Fels, so ernst und stark, ob die Blitze noch gefährlich zuckten und der Donner dröhnte.

Wie schalt er ein andermal, als ein Verwandter dem Max Wein zu trinken gab, daß der Bub im Hof herumtorfelte. Aber diesmal galt der Tadel nicht dem Bub. War der Oheim Michael nicht die Nüchternheit selbst? Aber an der Kirchweih, da schickte er sein Gefinde und die erwachsenen Kinder zu dem Erntereigen. Nach der Arbeit verdient der Mensch auch Freuden.

Der Sonntag war dem Oheim so recht von Herzen der Tag des Herrn. Weh einem aus dem Gefinde der Familie, das vergessen hätte, dem Herrgott die schuldige Ehre zu erweisen! Jedes auf seine Weise, denn das lag dem Oheim fern, jemand seine eigene Religion aufdrängen zu wollen. Freiheit schätzte er über alles, aber Freiheit in dem Sinne: Freiheit ist Selbstzucht.

Jeder Knecht sollte stolz sein dürfen auf sein Können und seine Ehre, so gut als ein König. Jedermann, pflegte der Oheim oft zu sagen, hat es in der Hand, sich so zu benehmen, daß alle andern sich eine Ehre daraus machen, mit ihm zu verkehren. Ein echter Demokrat!

Nur brav lernen in der Schule! Wie oft hat er das dem Mäxlein wiederholt. Seine eigenen Buben mußten, wenn sie auch nur Bauern werden wollten, doch alles lernen, was zu dem Stande nötig war und um Verständnis zu bekommen für alles, was vorgeht in der Welt. Und Soldat mußten sie werden selbstverständlich. Sie sollten nicht rüchständig sein, sondern durch ein gesundes, reiches Können dem Bauernstand Ehre machen. Wie spitzte der kleine Max die Ohren, als der Onkel von seinen Reisen nach Wien, Berlin und allen großen Städten Deutschlands erzählte, wo er meist die Ausstellungen besuchte. Ja, der Onkel wußte und verstand etwas, mehr als mancher Professor. Drum sollte er in seinem Städtchen aber auch Oberhaupt werden. Und wollt nicht? Ehrenbezeugungen waren ihm im Grund zuwider. Einst nahm er dem Briefboten den Brief nicht ab, weil die Anschrift lautete: . . . Ökonom. Ich bin ein Landwirt und kein Ökonom.

Braver deutscher Mann! Max Treuherz, der spätere Amtsrat denkt nicht mit Grimm und beleidigtem Beamtenstolz daran, wie der Oheim sich einmal lustig machte, weil die Beamten des Städtchens bei ihrem Bier sich nur immer über mehr K'alt (Gehalt) und schöne Titel unterhielten.

Als Max wieder daheim war damals aus den Ferien, da konnten sich die Geschwister nicht genug wundern über die Angst und Achtung, mit der Max von dem Oheim in Wolfheim sprach. Hast auch Mist aufladen helfen? Aber gut zu essen gibt's wohl bei dem Onkel! Pausbaden hast du wie nie.

Fünf Jahre darnach, da kam der Oheim selber zu den Kindern seiner Schwester. Wo liegt sie, fragt er, als er mit Müß und Not die Treppen hinaufgestiegen ist, wo die sieben Waisen der Schwester ihn mit Weinen und Schluchzen erwarten. Selbst an schwerem Herzleiden erkrankt, hat er doch die lange Reise gemacht, um seine Lieblingschwester nochmals, und sei's auch im Sterbегewand, zu sehen.

„Sie ist schon, auf dem Friedhof draußen, in der Sterbehalle!“

„O weh, o weh, mein armes Gretchen.“

Der starke Mann, der Bauer, dem man kaum einmal ein Gefühl angesehen, kann nun herzzerbrechend weinen. Max bleibt fürwahr der Mund offen stehen ob dieses Wunders. Sechs Wochen darauf kam zu den Nessen und Nichten die Kunde, daß der Oheim nun auch aus seinem vielseitigen Wirkungskreis abgerufen worden sei. Wie einem König hat man ihm Ehren erwiesen, die er nun nicht mehr abwehren konnte. Sein Wesen blieb zurück in der Familie und lebt fort bei Söhnen und Enteln. Max Treuherz hat des Oheims Bild von den Geschwistern

erbeten, als er nach Jahren von diesen sich trennte, um ein eigenes Heim zu gründen.

Es mahnte ihn für und für, ein Mann zu werden wie dieser da in seinem schlichten Bauerngewand.

Treu und wahr, furchtlos, kerndeutsch und christlich, frei und stolz und dabei doch verständnisvoll und menschenfreundlich wollte er sein wie sein Oheim, der Bauer.

Geschlechter kommen und vergehen.

Geschlechter kommen und vergeh'n, doch bleiben
Die großen Namen und die großen Werke,
Die wirkungsvoll zu neuer Größe treiben,
Der Völker bester Ruhm und höchste Stärke;
Die Hohen mag das Rad der Zeit zerreiben,
Sie sind nicht wert, daß sie die Nachwelt merken,
Nur der verdient ein Denkmal groß und erzen,
Der selbst sich eins gesetzt im Völkerherzen.

B o d e n s t e d t.



Die Freude im Bauernstand!

Ich hab mich ergeben
Mit Herz und mit Hand,
Mit allen meinen Kräften
Dem schönen Bauernstand.

Wir schlichte Bauernmädchen
Haben immer frohen Mut,
Wir lassen Gott stets walten,
Er leitet alles gut.

Ach Gott! tu erheben
Das junge Herzensblut,
Wenn sich die Hände regen,
In heißer Sommerlut.

Laß Kraft uns erwerben,
Wir geben uns zum Pfand,
Zu leben und zu sterben
Für unsern Bauernstand.

M a l s c h.

W
Der
gemei
Ober-
der S
winkel
einmal
sten, d
schwer
Ehren
Sein
zur S
"Ob
holen?
unwir
stand.
sich h
schon i
Zinnte
follerte
Da
und be
gegenü
vogt r
gestern
feinen
Farren
unter
min ab
von
konnte
um ein



Wie der Vogt von Ambringen einen Farren kaufen wollte.

Eine weinselige Geschichte von Wilhelm Fladt.

Der Vogt beider Ambringen, der Vogtsgemein Unter-Ambringen und der Vogtsgemein Ober-Ambringen war in nicht zu unterschätzender Sorge. Runzelstirnig saß er im Herrgottswinkel und starrte zum Fenster hinaus. Nicht einmal das Zinnkännlein vermochte ihn zu trösten, das kühl und blizeblank vor ihm auf dem schweren Eichentisch stand, trotzdem vom besten Ehrenstetter Ölberg drin war.

Seine Schaffnerin steckte besorgt den Kopf zur Stubentür herein:

„Oder soll ich vielleicht Kirchhofener Vorlauf holen?“ Grimmig fuhr der Vogt auf und griff unwirsch nach dem Zinnteller, der vor ihm stand. Die Schaffnerin hatte gerade noch Zeit, sich hinter den Türspalt zu ducken, als auch schon in Begleitung eines kräftigen Vogtsknechts Zinnteller und Speckmesser auf den Ausgang kullerte.

Da soll einmal ein Mensch keine Wut kriegen, und besonders wenn dieser Mensch der Obrigkeit gegenüber verantwortungstragender Gemeindevogt ist: Hatte der Fiel von Vogtsweibel vorgestern zu Ebringen bei einer Kirchweihprügelpi seinen amtlichen Farrenwadel verloren, den Farrenwadel, der im amtlichen Vogtsinventari unter Position 13 als vorhanden eingetragen, nun aber nicht mehr vorhanden war. Der Fiel von Vogtsweibel! Dieses Lüdrians wegen konnte man doch den Vogteifarren nit meheln, um einen neuen Farrenwadel zu drehen.



Eigentlich — ja, ja! — wär doch zu überlegen, fintemal der diesmalige Vogteifarren ein gewisses Alter erreicht hatte.

Der Vogt tat einen tiefen, behaglichen Schluck aus der Zinntanne.

„Es ist doch ein eigen Ding auf der Welt,“ kam er dabei langsam ins Sinnieren. „Ehrenstetter Ölberger — je älter — desto besser. Vogteifarren — je älter — desto nichtsnutziger. Und erst so ein Vogtsweibel — so ein alter Fiel!“

Undern Tags schnallte früh morgens schon der Vogt beider Ambringen seine Geldtase um den Vogtsbauch, stieg auf den herrschaftlichen Vogts Gaul und trabte wasgauwärts. Im Elsaß drüben hätten sie neuerdings einen besonders gesunden Rindsviehschlag. Galtz also, dort nach einem Farren sich umzugucken.

Beim Fährmann zu Hartheim traf der Vogt ein Häuflein überhainer. Ei, wenn er Farren kaufen wolle, müsse er dem Suttgart zu. — He nein, bigott, Farren kaufe man am besten hinter Rappoltsweiler auf einer der Bergmellereien.

Als der letzte Ratschlager mit pfißigem Lächeln dazusetzte, es wachse auch ein guter Tropfen am Rappoltsstein, lenkte der Vogt seinen Gaul nordostwärts.

O heiliger Sanct Urban, das war ein Tropfen, der Rappoltssteiner! Da konnte weder Ehrenstetter noch Kirchhofener landen. Und in Sanct Bilt drüben sollt es einen noch besseren geben!

Und in der Krone zu St. Bilt wußte gar einer von den Weinwundern zu sagen, die drüben am Ottrotter Berg wachsen.

O Ottrott, du seligste aller wasgauischen Weinpflanzen, erhalte des Himmels Gnade tugendhaft und rein die Spenderhände des Grünbaumwirts, daß in unverfälschter Wahrschastigkeit der Segen von Oberottrott und der Segen von Unterottrott seine Wunder ergieße in sehnsüchtige Seelen!

Zungenschnalzend saß der Vogt beider Ambringen in der Laube des Grünbaumwirts und trank — und trank.

Und schmunzselig saß der Vogt beider Ambringen im Hinterstüblein beim Schwanenwirt und trank Oberottrotter Roten — und trank Unterottrotter Roten — — und trank Unterottrotter Roten — und trank Oberottrotter Roten — und konnte um aller Welten willen nit herauskriegen, ob der Oberottrotter Rote der bessere sei oder der Unterottrotter Rote. Und wußte schließlich nicht mehr, ob es jetzt Unterottrotter Roter gewesen oder aber ob

er Oberrottrotter Roten hinter die Binde ge-
gossen habe.



So ein Weinlein! So ein Weinlein! —
Wenn man so eines in Ambringen hätte! So
eins in Ambringen! —

Ei, das wär zu machen, belehrte willfährig
der Dttrotter Schwanenwirt, hab er doch hinten
am Berg eine ganze Reihe Schößlinge ein-
geschlagen, für die er ein fürnehm Wachstum
garantieren könne. Das sein zum ersten
Stodkreiser von Oberrottrott, die mehr für die
Höhenlage geeignet wären und seien auch Edel-
reifer von Unterrottrott, die gar fürtrefflich in
der Niederung gedeihen.

„Fürtrefflich! Fürtrefflich!“ überlegte der
Bogt. Über Oberambringen hatte er ein neues
Rebstück angelegt, in dem drei Stufen noch der
Bepflanzung harzten. Und unter Unter-
ambringen hatte er ein steinig Ackerfeld, in dem
die Dickrüben doch nit recht gedeihen wollten.

Also, in das Rebstück ober Oberambringen
Oberrottrotter Roten — und in den nutzlosen
Steinacker unter Unterambringen Unterrottrotter
Roten. Schauen sollten sie und schmunzeln
sollten sie die Ambringer, daß ihnen vor Neid
das Wasser in den Backenzähnen zusammen-
ließe. Oberrottrotter Roten ober Oberambringen
— und Unterrottrotter Roten unter Unter-
ambringen!

Als am andern Morgen der Bogt wieder
heimwärts ritt, hing ihm rechts am Sattel ein
Bündelein Unterrottrotter Edelreifer und links
ein Bündelein Oberrottrotter Edelreifer. Die
rechts waren für die Neupflanzung unter Unter-
ambringen, die links für das Rebstück ober

Oberambringen. Nie zu verwechseln, trotzdem
sie einander zum Verwechseln gleichsah'n. Ober-
rottrotter Roter ober Ambringen — links — und
Unterrottrotter Roter unter Unterambringen
— rechts —!

In wohlweiser Einrichtung kriegten Bogts-
gäule weder Oberrottrotter Roten noch Unter-
rottrotter Roten zu saufen und so kam es, daß
der Bogt beider Ambringen wohlbehalten bald
wieder am heimatlichen Bazenberg vorüberritt
und erinnerungsschwer an der Stalltür des Am-
bringer Bogts Hofes aus dem Sattel glitt.

Obenso schwer wie seine Erinnerungen war
auch seine Zunge, als er in seligem Lallen und
Schmalzen seiner hilfsbereiten Schaffnerin er-
läuterte, daß das links — links — Edelreifer
von Oberrottrott seien — und das rechts —
rechts — Edelreifer von Unterrottrott — und
daß der Oberrottrotter Rote und der Unterrot-
trotter Rote Tröpflein seien, daß man aus
ihnen die Englein im Himmel singen höre. Und
er wollte über Oberambringen Oberrottrotter
Roten — rechts — und unter Unterambringen
Unterrottrotter Roten — links — pflanzen. Und
man dürfe die Reifer ja nit verwechseln. Und
jetzt wolle er erst seinen Kausch ausschlafen! —

O Oberrottrotter Roter — o Unterrottrotter
Roter — wie giehest du schimmernde Wunder in
offene Seelen — wie legst du Träume des Bara-
dieses um die verzückten Sinne derer, die aus
den Bonneschauern deiner Guadentiefen Selig-
keit sich tranken!



Als am andern Morgen der Bogt von Ober-
ambringen und Unterambringen etwas dufelig
auf der Treitrepp des Bogts Hofes nach dem

Wetter
fenster
Stallfe
sahen

„G
ottrott
Oberot
Untero
Rechts

Da
waibel
er den

Erst
migen
einen

„Re
schrie

.....

Nach
sind ja
frühlin
in der
denn,
auch d
anfang
winkel
goldhe

Der
der M
bringt
ich hin
ergrün
geboge
würdig
Und se
denkät
Armie
wieder
wunde

Ich
weiter
aber
so neb
Ansp
weiß,
strable
ob nich
öffnet
Darun
ihren
Dies
werden
taste zu
stadt.
Fenster
neben

Better beider Ambringen schaute, lag am Stallfenster links ein Bündelein Edelreifer und am Stallfenster rechts ein Bündelein Edelreifer, sahen sich beide zum Verwechseln ähnlich.

„Ei sapperlott! — Links! — Rechts! — Oberottroter Koter! — Unterottroter Koter! — Oberottroter Koter ober Oberambringen! — Unterottroter Koter unter Unterambringen! — Rechts! — Links!“

Da kam gerade des und wehmütig der Vogts- waibel und frug bescheidenlich, wo und wann er den gekauften Gemeindefarren abholen solle.

Erschrocken griff sich der Vogt an den brum- migen Schädel. Was brauchte denn der Kerl einen Gemeindefarren!

„Rebreifer sollst du pflanzen, du Tagdieb!“ schrie er den Verblüfften an und warf ihm die

zwei Bündel an den Kopf. „Rechts Oberottroter Koter ober Oberambringen! Links Unterottroter Koter unter Unterambringen! — Ver- standen!“

„Sehr wohl, sehr wohl, Herr Vogt!“ beeilte sich dienstfertig der Waibel zu lafen, nahm die beiden Bündel auf und pflanzte kunstgerecht ober Oberambringen und unter Unterambrin- gen herbstverheißende Weinstockschößlinge.

Gediehen ist die Pflanzung nicht, weil der Vogts- waibel Unterottroter Koter ober Ober- ambringen und Oberottroter Koter unter Un- terambringen anlegte. Die ober Oberambrin- gen haben nach drei Jahren einen dürftigen Herbst gebracht. Die unter Unterambringen sind eingegangen. Da ist aber nur der Vogts- waibel daran schuld, der Esel! Er hat aber auch keinen Farrenwadel mehr gekriegt.

Frühling, kommst du schon so bald?

Noch halten wir im Februar, aber die Tage sind schon voll milder Lenzsonne, so weich und frühlingshaft verlockend, daß es einen nimmer in der Stube leidet. Und so entschließe ich mich denn, nach Marbach zu wandern. Wo ließe sich auch denn dieser erste wunderbare Frühling- anfang besser feiern als in dem stillen Berggott- winkel Marbach, dessen Wein so mild ist und goldhell wie die Sonne dieser Tage?

Der Eisenbahnzug rollt mit langhinschwelen- der Rauchfahne das Taubertal aufwärts und bringt mich nach Lauda. Von dort schlendere ich hinüber nach Marbach, über den Teppich der ergrünenden Wiesen, entlang an dem weitaus- gebogenen Arm der alten Tauber. Wie merk- würdig türkisgrün heute ihr Wasser strahlt! Und schimmern wahrhaftig schon silbrige Wei- dentäzchen! Froh grüßt sie das Herz nach der Armlosigkeit des Winters und solange es nicht wieder verwöhnt ist durch die tausend Blüten- wunder des Frühling.

Ich schneide mir einen Strauß und wandere weiter. Über den sanften Hügelrücken geht's, aber unten im alten Hohlweg, denn ich möchte so nebenbei ein wenig nach dem schwellenden Knospchen der Schlehenzweige sehen. Und wer weiß, ob nicht schon eine gelbe Schlüsselblume strahlend zwischen dem dürren Laub steht oder ob nicht gar ein Weilchen das blaue Auge ge- öffnet hat? Sonnig genug wäre der Gang. Darum sonnen sich da auch die Grillen vor ihren Häuschen.

Dieser sonnige Gang und seine Bewohner werden nun in der Umwandlung meiner Phant- asie zur dichtbevölkerten Mietklaserner der Groß- stadt. Ed und vielstöckig, mit langgestreckten Fensterreihen liegt der Bau. Familie haust dort neben Familie gediecht. Davor breitet sich ein

rasiger wüster Platz. Die Luft ist lau und voll erster Sonne. Eine Reihe alter Weiblein hockt vor dem Hause, verrunzelt, gebrechlich, mit zit- ternden Händen. Wie wohl ihnen die Wärme tut! Und wie wenig haben sie da in der Zeit ihres Stadtlebens diese Sonne und Stille ge- nossen! In der Melancholie rückwärtschauen- der Erinnerung fühlen sie nun, daß sie einmal eine Jugend und eine Heimat hatten — voll Sonne und Himmelsbläue, voll goldenem Korn und rotem Klee und himmelhohem Lerchenjubil, — das Sonnenglied einer Dorfheimat.

Marbach ist so ein Dörfchen voll Sonnen- schein. Mit zwei sauberen Häuserreihen und seinem heiteren Kirchlein träumt es frühling- still in der Füllhornöffnung des Tälchens. Rechts und links steigen die Berge steil an. Der rechte Berghang trägt nur wenige Reben. Die ausgedehnte Flanke des linken Berges aber bil- det noch so ziemlich eine einzige Rebfläche. Noch liegen die Pflöde auf Haufen geschichtet. Zahl scheint das Erdreich. Wie schmutzig-gelbe oder braune Flicken heben sich die mistgedüngten Stücke ab. Graue Weinbergsmauern und -wege durchstufen den Berg. Und darüber blaut ein leuchtender Frühlingshimmel mit träumerisch schönen weißen Wolken.

Du lieber sonniger Weinberg, noch eine kleine Weile und aus dem Saft deiner Reben steigt der feinste Duft der fränkischen Erde, der köstliche Hauch der Weinblüte! Mögen alsdann „hun- dert sonnige Sommertage“ einen Tropfen reifen, an dem sich wieder einmal der Lohpreis des lie- ben treuberzigen Matthias Claudius erfüllt:

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut?
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut?

rokdem
Ober-
— und
bringen

Vogts-
Unter-
s, daß
n bald
bertritt
s Am-

n war
en und
in er-
elreifer
chts —
— und
nerot-
i aus
Und
trotter
ringen

Und
en! —
trotter
der in
Bara-
ie aus
Selig-



Ober-
dufelig
dem

Als ich in die sonnendurchhellte Stube des Sammwirts kam war ich der einzige Gast. Um so besser! Nun konnte ich den Frühlingsanfang ganz ungestört feiern.

Vor mir auf dem Tisch stand der Strauß silbriger Palmkäschen und der goldige Wein. Dazu war es so wunderstill. . . . Ich öffnete das Fenster. Auf dem First der gegenüberliegenden

Scheune saß ein Star; er glänzte und flügelte und schwabte frühlingsfelig. Und ein Mann schritt auf der weißen Dorfstraße vorüber mit drei rotblühenden Zweiglein Seidelbast. Da wußte ich ganz gewiß, daß der Frühling in diesem Jahre bereits so früh eingezogen war.

Anton Sack.



Die lustigen Landmädchen.

Wir sind vier Mägdelein
Und, sehen Sie's schon am Gewand,
Nicht aus der Stadt, o nein!
Vom Dörflein auf dem Land:
Juhu, juhu, wir sind kerndeutsche Mägdelein
Vom lieben deutschen Land.

Sind kräft'ge Mägdelein,
Das sehen Sie an Hand und Arm,
Nie woll'n wir träge sein;
Nein, herzlich ohne Harm:
Juhu, juhu, erfassen wir gern früh und spät
Viel nützlich's Gerät.

Sind lust'ge Mägdelein,
Das hören Sie an unserm Lied,
Das schon beim Morgenschein
Frischstroh zum Himmel zieht:
Juhu, juhu, wir singen gern von Lieb und Lenz
Und tanzen gerne Tänz.

Fromm sind wir Mägdelein auch,
Und wenn des Kirchleins Glocke klingt,
Sind wir nach gutem Brauch,
Wo Gott maa Ehre bringt:
Juhu, juhu, wie's Wetter auch am Tag des Herrn,
Zur Kirche geh'n wir gern,

Noch sind wir Mägdelein,
Doch kam einmal ein braver Mann,
Dem's nicht gefällt allein,
Und fragte bei uns en:
Juhu, juhu, dann könnt vielleicht ihr uns noch schau'n
Als tüchtige Bauersfrau.

Wie
der B
gezeig
die T
rigen
langer
angele
den in
verfan
Sän
stande
sich an
Bauer
Herr
den m
lichen
fängen
Bauer
von ei
Bühne
Die
Schm
erschöp
mor, a
Bauer
lichem
gen vo
Nuch h
alle v
stande
zu off
wohl r
Der
zum G
voll, g
haben,
blich
wahrn
aus de
ausgen
Dichter
Leben
Gedicht
lich ei
Verein
tigen
Volksf
worder
des W
Eben
terzüge
rarisch
diesem
werden
überze
anstalt
sprung
Weg z

Wie man auf dem Lande Feste feiert.

Wie man auf dem Lande Feste feiert, hat uns der Bauernverein Malsch bei Ettlingen prächtig gezeigt. Derselbe bezug am 30. Januar 1921 die Feier seiner Gründung und seines 25jährigen Jubiläums. Er tat es in einer von langer Hand her vorbereiteten und großzügig angelegten Festversammlung, welche weit über den üblichen Rahmen sonstiger Bauernvereinsversammlungen hinausgriff.

Sämtliche Reden und Ansprachen des Vorstandes und der geladenen Gäste, unter denen sich an erster Stelle der Präsident des Badischen Bauernvereins, Herr Staatsrat Weißhaupt, und Herr Generaldirektor Dr. Aengenheister befanden, wurden hineingeflochten in einen herrlichen Kranz von Dichtungen, Reigen und Gesängen, welche weißgekleidete frische, frohe Bauernmädchen, Töchter der Vereinsmitglieder, von einer feierlich und geschmackvoll geschmückten Bühne aus zum Besten gaben.

Die Feier war direkt mustergültig durch den Schmuck und Glanz der Darbietungen, den unerschöpflichen Reichtum an Frohsinn und Humor, an Liebe zur Scholle, zum Beruf und zum Bauernstand, an christlicher Gesinnung und sittlichem Empfinden. Sie war erfüllt und getragen vom Geist frischer, stolzer, echter Bauernart. Auch haben es die mitwirkenden Bauernmädchen, alle von aufgewecktem Schlag, sehr wohl verstanden, all den Reiz der ländlichen Bauernseele zu offenbaren, so daß dem Banne des Zaubers wohl niemand widerstehen konnte.

Der Ton des Ganzen klang vom Anfang bis zum Ende so urwüchsig, so humor- und gemütvoll, geistig und seelisch so vornehm und erhaben, dabei so inniglich und echt. Jeden Augenblick und in jeglicher Einzelheit konnte man wahrnehmen und fühlen, daß all dies so recht aus den Tiefen des ländlichen Volkstums herausgewachsen war und daß eine tief empfindende dichterische und vollbewußte Bauernseele allem Leben und Gestalt gegeben hatte. Sämtliche Gedichte, Reigen und Darbietungen waren nämlich eigene Dichtungen und Erfindungen des Vereins. So ist denn die Feier zu einer mächtigen und schönen Kundgebung der ländlichen Volksseele und des „Bauernvereinsgeistes“ geworden, zu einem „Volkstfest“ im wahren Sinne des Worte.

Eben deshalb sollen die Grund- und Charakterzüge des Festes und die schönsten der literarischen und künstlerischen Darbietungen in diesem Kalender in Wort und Bild festgehalten werden. Wir tun dies mit Freude und in der Überzeugung, daß alle diese Gedichte und Veranstaltungen, die der ländlichen Volksseele entsprungen sind, auch am leichtesten wieder den Weg zur Bauernseele finden werden, um sie mit

demselben frohen, heiteren Sinn, würdigen Standesbewußtsein und denselben großen lichtvollen Gedanken, edlen Gefühlen und Bestrebungen zu erfüllen.

Herr Krebs, der Vorstand des Vereins in Malsch, ist diesem unserem Wunsch freudigst entgegengekommen. Er hat uns all die Gedichte zur Verfügung gestellt und die Reigen und sonstigen schönen Momente der künstlerischen Darbietungen aufnehmen lassen, sodaß wir uns in der glücklichen Lage befinden, unseren Lesern eine Anzahl dieser Dichtungen und Bilder mit diesem Kalender anzuvertrauen. Sie tragen alle die Erkennungsmarke „Malsch“. Wir sind dessen gewiß, daß unseren Vereinsmitgliedern der Kalender deshalb um so lieber sein wird und sie ihn treu bewahren werden.

Da und dort werden diese Dichtungen und Bilder gewiß auch anregend wirken und vielleicht gar die Grundlage und den Rahmen bilden für eine ähnliche Feier oder sogenannte „Bauernabende“, wie sie da und dort schon Sitte sind. Es wäre dies nur zu begrüßen.

Wer die Berichte über den im Juni 1921 von der „Vereinigung der deutschen Bauernvereine“ in Rendsburg (Schleswig-Holstein) abgehaltenen „Deutschen Bauerntag“ gelesen hat, wird sich erinnern können, wie dort in Bauernbällen, Bauernabenden, Bauernspielen und Festzügen in alt-historischen Trachten, in Bauernliedern und Bauernmärschen „deutsche Bauernart“ wuchtig und prächtig zum Ausdruck gekommen ist. Diese Bedeutung, die dort der deutschen Bauernseele und deutschem Bauerntum beigemessen worden ist, hat aufs neue gezeigt, wie sehr die deutsche Bauernvereinsorganisation stets darauf bedacht ist, das „Volkstum des deutschen Bauernvolkes“, die Sitten und Trachten, vor allem aber die ländliche Volksseele zu wahren, zu pflegen und zu schützen gegen all die zerstörenden Einflüsse, des materialistischen, genußsüchtig orientierten und verkünstelten modernen Lebens. Und mit Recht; denn die in der Vergangenheit unserer Väter, in der deutschen Heimat, in der Natur, im Christentum und im großen und ergreifenden Herrgotts- und Schöpfergedanken und in sich selbst so fest verankerte lichtvolle, lebensfreudige, starke und gemühtiefe Bauernseele, welche über ein solches Maß von innerer Harmonie, von Gleichgewicht und Frieden verfügt, darf nicht verderben. Sie darf uns nicht verloren gehen; sie ist die Urkraft, der Jungbrunn und der Erneuerungsquell unserer deutschen Volksseele. Sie muß dem Bauernstand und unserem deutschen Volke in ihrer Gesundheit, großen Reinheit und Tiefe unbedingt erhalten bleiben, damit in

flügelte
Mann
ber mit
st. Da
in die-
var.

S a d.

b Leng

Herrn,

chir

mai

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

1921

Zeiten der inneren Gärungen, Krisen und Perzekutionen die „deutsche Volksseele“ sich an dieser sonnenklaren, starken und gesunden „Seele unseres Landvolkes“ immer wieder läutern, aufrichten und zu höheren Idealen emporschwingen kann.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind also diese Veranstaltungen und Volksfeste geradezu von ausschlaggebender Bedeutung. Auch ist ihre erzieherische und bildende Wirkung nicht zu unterschätzen. Sie entwickeln in den Mitwirkenden gar manche seelischen und gesellschaftlichen Eigenschaften, was für den Bauernstand ebenfalls von Wichtigkeit ist. Vor allem aber bringen sie den Angehörigen des Bauernstandes selbst den unerschöpflichen Reichtum der Bauernseele zum Bewußtsein, stärken das Standesbewußtsein und heben so geistig und seelisch den Bauernstand.

Leider ist es uns im Rahmen dieser Aus-

führungen nicht möglich, auf all die Einzelheiten der Festversammlung des Bauernvereins Malsch einzugehen.

Die da und dort in unserem Kalender zerstreuten Auszüge, Photographien und Dichtungen: „Wir Bauern brauchen uns des Lebens nicht zu schämen“, „Wir Mädchen vom Lande“, „Die lustigen Landmädchen“, „Die Schütterinnen“ und „Drei Wünsche“, hier als Erzählung, dort auf dem Feste als Lustspiel gegeben, würden mit diesen Ausführungen genügen, um einem jeden ein ziemlich genaues Bild davon zu geben. All diejenigen, die diese literarischen und künstlerischen Darbietungen des Bauernvereins Malsch lesen und schauen, werden gerne zugeben, daß die 25jährige Jubiläumsfeier des betr. Vereins wirklich als ein „Volksfest“ anzusehen ist und allen ähnlichen Veranstaltungen auf dem Lande als anregendes und musterträgliches Vorbild dienen kann.



Hans Springinsfeld.

Wo gab es wohl in aller Welt
Ein Bublein wie Hans Springinsfeld!
Der hatte immer den muntersten Mut,
Drum waren ihm alle Lere gut.
Er lachte so hell und sang so frisch,
War flink und schnell wie im Wasser der Fisch
Und wie das Finklein im Garten
Wer je den kleinen Hans bestellt,
Er brauchte auf den Springinsfeld
Nicht lange Zeit zu warten.

War kaum vorbei die dunkle Nacht,
Schlief Hänschen nicht mehr weiter.
Gar hurtig war es aufgewacht
Und sprang in seine Kleider.

Wenn jeder Junge wie Hänschen wär',
Gäb's gleich keine Siebenschläfer mehr
Und keine trägen Gefellen.
Dann müßten wir beim Christkind nicht
Nachher für jeden faulen Wicht
Die harte Rute bestellen.
Doch halt! Noch ist zur Besserung Zeit,
Drum werdet flink noch heut gescheit
Und zeigt gleich hurtig aller Welt,
Daß ihr seid wie Hans Springinsfeld!

U. N.



Wig und Humor.

Verdächtige Eile.



Fremder: Seht habe ich schon dreimal nach Wasser gellingelt, Frau Wirtin!

Wirtin (brummend): Herrgott, 's Mädele nimmt ja scho', Sie tun ja grad, als ob Sie sich sechs Woche nit mehr gewasche hätte!

*

Da hat er's. Arzt (zum Hotelier): „Wie — für dieses lerge Diner mit drei Gängen lassen Sie sich 25 Mark zahlen?“ — „Aber Herr Doktor — jovie! verlangen Sie ja für einen Gang!“

Ein
fernt
berg
am W
ein'ad
tiges
Schon
des W
nicht
komm
bracht
Erleid
freium
Sage
arme
Name
ihrem
in der
und I
Ipoth
einzuf
vorfor
wegen
winn
terlies
täglich
Morg
müß
durchf
es ein
Müdig
liegen
Angst
Schwi
endlich
Gott
Geräu
in ger
Erde
Männ
baare

W i
ü b e r
reich
wesen,
dort a
zerbra
dieselb
um M
Entsch
dischen
tes: „
Bege,
zu übe

Die Entstehung des Silberbrunnens bei Bahlingen am Kaiserstuhl.

Eine kleine halbe Stunde von Bahlingen entfernt befindet sich unterhalb dem Katharinenberge, auf der östlichen Seite des Kaiserstuhls, am Waldevrande wundervoll still eingebettet, ein einladendes, heimeliges Plätzchen, ein heilkräftiges Bad, der „Silberbrunnen“ genannt. Schon der Name läßt auf ein wohlthätig wirkendes Wasser schließen, doch war diese Heilquelle nicht von jeher bekannt. Ein sagenhaftes Vorkommnis führte erst zur Entdeckung. Seither brachte aber die Quelle unzähligen Menschen Erleichterung von körperlichen Leiden und Befreiung von Krankheiten. Hören wir, was die Sage darüber berichtet: Eine gottesfürchtige, arme Witwe, die Kräuterlies, unter welchem Namen sie weithin bekannt war, wohnte mit ihrem Töchterlein in Gdingen, von wo aus sie in der guten Jahreszeit fast täglich die Höhen und Täler des Kaiserstuhls besuchte, um für die Apotheker in Freiburg die seltenen Pflanzen einzusammeln, welche gerade in jener Gegend vorkommen und ihres medizinischen Wertes wegen gerne gekauft werden. Ein großer Gewinn kam dabei nicht heraus und war die Kräuterlies genötigt, um für sich und ihr Kind das tägliche Brot zu verdienen, jeweils schon beim Morgengrauen ihr Geschäft zu beginnen. Sie mußte dabei steinige Gänge begeben, Dicht durchstreifen und stets auf- und absteigen, wobei es einmal geschah, daß sie, von Entkräftung und Müdigkeit überwältigt, hinfiel und erschöpft liegen blieb. Hilfe war keine zur Stelle, der Angstschweiß trat ihr auf die Stirne und Schwindel bemächtigte sich ihrer Sinne. Als sie endlich aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte und Gott um Erbarmen anflehte, glaubte sie ein Geräusch zu vernehmen, und wirklich erblickte sie in geringer Entfernung plötzlich, wie aus der Erde herausgewachsen, ein niedliches, kleines Männlein zwischen einem mächtigen Eichenpaare stehen, ihr mit der Hand zuwinkend und

auf den Boden weisend, wo er das vorhandene Moos entfernte und einen Stein beseitigte, gleichzeitig auf die dort befindliche unterirdische Quelle deutend. Nachdem dies geschehen war, verschwand es ebenso schnell als es sich gezeigt hatte. Die Kräuterlies aber legte sich das Geschehene sofort richtig aus und begann mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und es zu trinken. Überaus rasch erholte sie sich darauf von ihrer Erschöpfung und war bald imstande, ihren Weg nach Freiburg fortzusetzen. Vorher deckte sie jedoch die bis dahin verborgen gewesene Quelle wieder zu und merkte sich die Stelle behufs der Wiederauffindung, bewahrte aber den Ort als ihr Geheimnis. Wie ihr so wunderbar durch den Genuß des Wassers geholfen wurde, könnte dies, so dachte sie, auch bei andern der Fall sein, und in der That, gar viele wurden nachher durch ihre Vermittlung in gleicher Weise von Leiden befreit. Auf einem ihrer regelmäßigen Gänge nach Freiburg erfuhr sie von der lebensgefährlichen Erkrankung der einzigen Tochter des Grafen Hesso von Rimbürg; sie teilte diesem ihr Heilmittel mit und in auf fallend kurzer Zeit genes nach dem Gebrauche desselben das schon für verloren gegebene Edel fräulein. Aus Dankbarkeit dafür ließ der Graf die Quelle fassen und dabei ein Bad nebst Wohn- und Wirtschaftsgebäuden errichten. Er beschränkte damit die inzwischen herangewachsene Tochter der Kräuterlies, und wurde dieselbe, nachdem sie sich darauf mit dem Oberjäger des Grafen verheiratet hatte, die erste Besitzerin des Silberbrunnens. Da seither schon mehrere Jahrhunderte vergangen sind, so ist es uns leider nicht mehr möglich, den Namen dieses Ehepaars, welches lange Zeit in glücklicher Verbindung dort zubrachte, zu nennen, doch sollen noch Abkömmlinge von ihnen in jener Gegend vorhanden sein.

Aus Weibels Sagenbuch.

Witz und Humor.

Wie man Valutaschwierigkeiten überwindet. Bekanntlich ist ja die österreichische Valuta lange Zeit die schlechteste gewesen, weshalb die betr. Valutaschwierigkeiten dort auch die größten waren. Eine Wienerin zerbrach sich nun des öfteren den Kopf, wie sie dieselben wohl überwinden könnte und suchte um Rat. Nach langem Überlegen faßte sie den Entschluß, ein Inserat in die in- und ausländischen Zeitungen zu geben folgenden Wortlautes: „Eine gebildete Wienerin sucht Mittel und Wege, die österreichischen Valutaschwierigkeiten zu überwinden. . . Ehe nicht ausgeschlossen!“

Kindermund. Die gute und begüterte Großmama besucht die Enkelin: er. Der Jüngste sagt: „Großmama, mach' einmal die Augen zu!“ Dies tut sie. „So, jetzt mache sie wieder auf.“ — „Warum denn, mein Kind?“ — „Wir sind jetzt reich!“ — „Wieso, mein Kind?“ — „Papa hat gesagt, wenn die Großmama die Augen zumacht, sind wir reiche Leute.“

Benutzte Gelegenheit. „Ich leide seit einiger Zeit ungemein an Gedächtnisschwäche.“ — „Da beklage ich Sie aber auf's tiefste. . . Können Sie mir nicht hundert Mark pumpen?“

„Die drei Wünsche“ eines jungen Bauernpaares.

Es war einmal ein jung verheiratetes Bauernpaar, das im Laufe des ersten Jahres anstatt, wie man angenommen und erhofft und der ehemalige Bräutigam, der Jodel, dem Bärbele in schönen, lieben Tagen es geschildert hatte, vorwärts zu kommen, in ansehbare Schulden hineingeraten war. Die junge Bäuerin aber, die Bärbel, konnte sich mit dieser Schuldenwirtschaft nicht abfinden. Sie wollte einen schuldenfreien Betrieb haben und diesen wachsen sehen; sie wollte eine angesehene Bäuerin werden. In ihrer Unzufriedenheit machte sie dem Jodel

das Staunen in hell aufflammende Freude und Übermut. Schon fühlten sie sich über alles Glend erhoben. Sie beschließen, in der kommenden Nacht darüber nachzudenken, was ihnen alles fehle, um voll und ganz glücklich zu sein, um ja alle ihre Wünsche in diesen „dreien“ zusammenzufassen und nichts zu vergessen.

Währenddem der Jodel sich in den Stall begibt, um dort alles vor der wichtigen Beratung noch rasch in Ordnung zu bringen, bereitet die Bärbel das Nachtesse und richtet den Kartoffelsalat an. Sie versucht ihn. „Wäre schon gut.



immer wieder Vorwürfe. „Du bist schuld, Jodel, daß es mir so schlecht geht.“

Da nun die beiden sich eines Tages wiederum miteinander zanken und die Bärbel dem Jodel wiederum das bekannte „Du bist schuld, Jodel, daß es mir so schlecht geht“ ins Gesicht schleudert, erscheint plötzlich mitten unter ihnen eine Fee. Sie erkundigt sich nach den Gründen ihres Streites und ihrer Unzufriedenheit. Von Mitleid ergriffen um die ärmliche Lage des jungen Bauernpaares, erklärt sie sich bereit, wohlwollend dieser Not abzuhelfen und am andern Morgen „drei Wünsche“ entgegenzunehmen und zu verwirklichen.

Daraufhin verschwindet die Fee wieder. Jodel und Bärbel sind ganz erstaunt über das Ereignis. Nicht lange dauert's, verwandelt sich

Senkt sie, wenn bloß noch ein paar Würstle dabei wären.“ Kaum hat sie's gedacht, schon liegen die Würstchen in der Salatschüssel. Der erste Wunsch ist damit ja schon ausgesprochen und verwirklicht. Was nun? — Eben kommt der Jodel vom Stall zurück. Was hat denn die Bärbel?, wo ist denn ihr Übermut?, was ist denn geschehen, was hat sie denn getan? Betrübzt setzt sie ihm auseinander, wie leichtsinnig und dumm sie gewesen und der erste Wunsch somit bereits ausgedrückt, erfüllt und bereit ist. Das paßt dem Jodel freilich nicht ganz. Die Bärbel versucht ihn zu trösten: Es bleiben ja noch zwei Wünsche. Jetzt muß eben alles Wunschenswerte in diese beiden übrigen hineingebracht werden. Sie sollen trotz allem großen Reichtum und volles Glück bringen. — „Der

Jodel
nicht
zuer
Dun
aufs
beide
gen
Stu
Wün
len
noch
Wün
hat
also

an d
der
Krad
ist d
sagen
N
Grun
aller
sinnig
es ih
bel n
hat.
meint
alten
von
nem
wie d

Jodel" jedoch kann sich mit diesem Vorschlag nicht so ohne weiteres abfinden. Deshalb muß er zuerst seinem Arger Luft schaffen über diese Dummheit der Bärbel, die ein Stück Glück schon aufs Spiel gesetzt und vereitelt hat. „Wenn die beiden Würstle dir nur gleich an der Nase hängen geblieben wären" dröhnte es durch die Stube. (Es ist ja auch nicht leicht, alles in zwei Wünsche hineinzubringen, was man zum vollen Glück gebrauchen würde.) Die Worte sind noch nicht ganz verhallt und schon hängen die Würstle dort an der Nase seiner Bärbel. Was hat nun er gemacht? Der zweite Wunsch ist also auch verscherzt. Dazu noch zwei Würstle

heißen garnicht denkt, nichts anderes übrig, als dem Wunsch Ausdruck zu geben, die zwei Würstle sollen von der Nase um Gotteswillen, nein um der Fee willen eben wieder verschwinden, wohin sie wollen. Die Bärbel gibt nicht nach. Er muß also, sonst ist es in Zukunft gleich garnicht mehr bei ihr auszubalten. Er bittet nun die Zauberkräft der Fee, sie möchte um des Friedens willen doch die beiden Würstchen von der Nase der Bärbel wieder verschwinden lassen. Einen Augenblick und die beiden Würstchen verschwinden tatsächlich.

Die Beiden, der Jodel und die Bärbel, die sich vor einer halben Stunde bereits schon als die



an der Nase seiner Frau! Das Gesicht von der Bärbel, dieser Arger, dieser Zorn, dieser Krach. „Zwei Würstle an der Nase hängen" ist doch keine Bier! Was werden die Leute sagen?

Nun haben Jodel und Bärbel erst recht einen Grund zu streiten und zu zanken. Der Jodel allerdings bedauert sehr, daß auch er so leichtsinnig und übermütig gewesen. Andererseits ist es ihm auch nicht sehr angenehm, daß seine Bärbel nun zwei Würstchen an der Nase hängen hat. Jetzt, wo schon so viel vereitelt worden ist, meint die Bärbel ärgerlich, soll gerade alles beim alten bleiben; aber die zwei Würstle müssen weg von der Nase. Es bleibt dem Jodel, der in seinem Erstaunen, Zorn und Arger ebensowenig wie die Bärbel an ein Wegschneiden oder Weg-

Reichsten und Glücklichen im Lande fühlten, stehen wieder da mitten in ihrem Hab und Gut mit ihrer Schuldenwirtschaft als arme Menschenkinder wie zuvor. Ihr Übermut, ihre Dummheit, ihr Zorn und Arger sind schuld daran. Was bleibt nun übrig, fragt enttäuscht und niedergeschlagen der Jodel, seine Bärbel von der Seite anschauend! Lieber Jodel, meint mutig die Bärbel, ihm tüchtig die Hand schüttelnd, nichts anderes, als die Sache so zu nehmen, wie sie ist und zu arbeiten und zu schinden, bis daß die Schulden abgetragen sind und dann versuchen, weiter vorwärts zu kommen. Das Glück fällt ja eben im großen Ganzen keinem in den Schoß; es will, ich seh' es ein, im Kampf, in schwerer, unaufhaltbarer, friedlicher, liebevoller Arbeit errungen werden. — Komm, ich will in

Zukunft nicht mehr unzufrieden sein mit meinem und unserm Schicksal, wir wollen gleich miteinander ordentlich zugreifen, dann werden wir's, wenns Gott's Will ist, schon schaffen. Glaub mir nur!"

Was, das die Bärbel? Ist das möglich? Wie kommt das nur? Auf einmal steht vor ihm also eine Bärbel, wie er sie im Herzen schon längst gewünscht. Und nun ist an diesem Abend, an dem, allem Anschein nach, alles fehlgeschlagen hat, der innigste und gestern noch der einzige Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen. Die Bärbel war wie mit einem Schlag so ein Prachtweib geworden, und das Glück war heute Abend doch auf seinem Hof eingezogen.

Einige Minuten später saßen die Weiden friedlich und glücklich, wie in vergangenen Waientagen zusammen auf dem Sofa. Die letzten Sonnenstrahlen spiegelten sich wie Blut mit Wohlgefallen in den Fenstern der Stube. Ein Vöglein, ein Rotkehlchen, setzte sich auf den obersten Rahmen des Fensters und schaute traut ins Stübchen herein. Draußen wehte leise der Wind und schüttelte leicht die Eisenranken, die sich an den Mauern emporgerungen. Und es schien, als lebten die Ranken, und als legten sie sich liebevoll und wie in Gedanken vertieft um das neubesetzte „Jungbauerheim“, um zu hüten den Frieden, das Glück der beiden Menschenkinder, die da wohnten. K.

Die Unverträglichen!

Ich kenn ein böß Geschwisterpaar,
Das niemals noch verträglich war.
Denn Kasimir und Kunigund,
Die streiten stets wie Raß und Hund.
Will eines hurtig weitergeh'n,
So bleibt das andere trotzig steh'n.
Wenn Kunigunde Hunger hat,
Sagt Kasimir, er wäre sa't!
Will Kunigunde gern hinaus,
Bleibt Kasimir erst recht zu Haus.
Und wenn das eine lustig lacht,
Guckt's andre wie die schwarze Nacht.
So streiten sie und zanken sie
Und lernen sich vertragen nie.
Drum sagt man in der ganzen Stadt,
Wo einer Hund und Katz hat:
„Die sind so unverträglich schier,
Wie Kunigund und Kasimir!“

Ludwig Mülling.

Wiß und Humor.

Der witzige Dorfweise.

Ein Gelehrter hielt einst vor einer ländlichen Versammlung einen Vortrag über Himmelserscheinungen; die Zuhörer indes schienen sehr skeptisch gestimmt zu sein. Als der Redner gerade über die Entfernung der Erde vom Monde sprach, flüsterte einer der Dorfweisen seinem Nachbar ins Ohr: „Der Kerl macht bloß Sprüche, ich werd' seinen Schwindel beweisen.“ Nach Beendigung des Vortrages erhob sich der Dorfweise und gab seinem Wunsche Ausdruck, etwas fragen zu dürfen. „Gewiß“, ermutigte ihn lächelnd der Redner, worauf der Bauer fragte: „Ich möcht' gern von Ihnen wissen, wie weit 's von hier nach A. ist.“ — „Es tut mir leid, gab der Redner zur Antwort, „ich war noch nie in A.“ — „So!“ rief der Dorfweise, „und wie oft waren's denn schon auf dem Mond?“



Pre
daß
Dnk
pa
dar
er i
Prei
das
täuf
gefa
jäh
oder
das
doch
sich
denk
wer
N.
Reff
mit
schri
fald
liege
bern
daß
M
erfe
viele
Silb
A.
B.
N
eine
habe
an d
ich a
„an“
überf
„B“
halb
„brin
mäßt
wenn
Nu
ander
belon
lösu
lofun
1. G
2. W
3. J
4. G
5. G
6. G
7. G
8. F
9. W
10. S
11. F
+ 12. S

Preisrätsel-Wettbewerb.

Das war diesmal eine böse Geschichte: zwei Preisrätsel und 1827 Lösungen! Gott sei Dank, daß sie nicht alle richtig gewesen, sonst wäre der Onkel böse in Verlegenheit gekommen mit seinen paar Preisen, denn jeder Rätsellöser rechnet doch damit, daß seine Lösungen richtig sind und daß er inselgedessen die Anwartschaft auf den ersten Preis hat. Nun drückte es dem Onkel beinahe das Herz ab, daß er eine große Zahl von Enttäuschungen bereiten mußte, denn von allen eingekommenen Lösungen waren nur, sage und schreibe: 40 Stück richtig und alle andern mehr oder weniger falsch gewesen. Ja, wie kann denn das zugehen, wird da mancher fragen, ich habe doch die Sache so genau ausgedacht und es hat sich doch immer so schön gereimt, daß ich beinahe denken muß, meine richtige Lösung sei übersehen worden.

Nun da kann ich alle fleißigen Nichten und Nessen beruhigen, es wird nämlich jede Lösung mit einer Nummer versehen und genau aufgeschrieben, ob sie ganz falsch oder nur teilweise falsch oder richtig ist. Es kann also nicht daran liegen, daß eine Einsendung vergessen wird, sondern es liegt einzig und allein nur daran, daß die Einsendung nicht richtig war.

Allerdings muß der Onkel zugeben, daß das erste Rätsel ein ganz spitzfindiges war, denn viele Lösungen waren richtig bis auf eine Silbe. Die Lösung lautet folgendermaßen:

- A. Willst du dein Leben hoch an bringen
Dann halte Maß in allen Dingen.
B. Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Nun haben wir ja des Rätsels Lösung und eine ganze große Anzahl Löser, welche gemeint haben, ihre Lösung sei richtig, greifen sich heute an die Stirn und sagen zu sich selbst: „Wie habe ich auch nur beim ersten Rätsel das Wörtlein „an“ vergessen können?“ Fast alle Löser haben übersehen, daß der Koch „an“ dem Buchstaben „B“ steht und fest mit ihm zusammenhängt, deshalb muß es heißen „a n bringen“ und nicht nur „bringen“. Das zweite Rätsel wurde verhältnismäßig besser gelöst, aber es nützt halt nichts, wenn das zweite richtig und das erste falsch ist.

Nun, was dem einen seine Gule ist, ist dem andern seine Nachtigall! Die „richtigen“ Löser bekommen wegen der großen Anzahl Falschlösungen nun auch jeder einen Preis. Die Verlosung hat folgendes Ergebnis gehabt:

1. Emil Schmitz, Kassel, 1 Standard-Separator
2. Wilhelm Hipp, Hub b. Ottersweier, 1 Taschenuhr
3. Joh. Böhler, Altenweg, 1 Ruckdruck
4. Eduard Maier, Langhursf, 1 Beerenpresse
5. Emil Hartmann, Niederbühl, 1 Beerenpresse
6. Martin Kopf, Rittersburg, 1 Egge
7. Elisabeth Haas, Schiltach, 1 Schleppreden
8. Franz Kopf, Rittersburg, 1 Schleppreden
9. Wilhelm Berger, Schönau, 1 Radelbrett
10. Simon Wegel, Hagau, 1 Hackbrett
11. Fr. X. Ruhn, Langenbrüden, 1 Nibenhobel
- + 12. Karl Freuschle, Adelsberg, 1 Kreuzleine

13. Wilhelm Baps, Freiburg, 1 Kreuzleine
14. Theob. David Adam, Altenheim, 1 Einspännerleine
15. Jakob Hertel, Ettingen, 1 Einspännerleine
16. Karl Frz. Maurath jg., Unzhurst, 1 Einspännerleine
17. Fridolin Haselwander, Urberg, 1 Handbesen
18. Karl Stroppel, Sigmaringen, 1 Handbesen
19. Stefan Friz, Ottersdorf, 1 Handbesen
20. Markus Dold, Unterpredtal, 1 Sense
21. Blum, Bühlertal, 1 Sense
22. Josefina Zimmermann, Bähringen, 1 Schrubber
23. Thomas Leiser, Sindolsheim, 1 Schrubber
24. Josef Burger, Oberbiederbach, 1 Schrubber
25. Andr. Beathalter, Langhursf, 1 Heugabel
26. Frau Konrad Schulz, Langenbrüden, 1 Heugabel
27. Karl Frank, Rumpfen, 1 Heugabel
28. Josef Bosh, Negetsweiler, 1 Heugabel
29. Josef Keller, Giffgheim, 1 Kofhaarartatische
30. Christine Streule, Neusatz, 1 Kofhaarartatische
31. Aug. Zimmermann, Adelsberg, 1 Kofhaarartatische
- + 32. Josef Zimmermann, Adelsberg, 1 Kofhaarartatische
33. Bernhard Günter, Fennenbronn, 1 Handbeil
34. Heinrich Blöming, Kuppenheim, 1 Handbeil
35. Otto Dresse, Schiltach, 1 Drahtartatische
36. Paul Antenen, Lottstetten, 1 Drahtartatische
37. Karl Beathalter, Langhursf, 1 Drahtartatische
38. Jos. Friedmann, Ottersweier (Weier), 1 Buch
39. Robert Erlenschach, Werbach, 1 Buch
40. Marie Schmitz, Kassel, 1 Buch.

Der Onkel gratuliert den glücklichen Gewinnern zu diesen schönen Preisen von Herzen und hofft, daß diese überall, da wo sie hingefallen sind, ihren Zweck erfüllen.

Daß es auch Nichten und Nessen gibt, die ihren Kopf nicht sehr angestrengt haben, beweisen folgende Einsendungen: „Willst du Lebende hochbringen, dann halte Maß in allen Dingen — Willst du dein Leben durchbringen.“ Ein anderer wiederum schreibt: „Willst du Lebende heller bringen, dann halte Maufesalle Dalbedingen.“ Dann heißt es wieder: „Kräftig wie wir speisen, Fische wollen wir heißen“ — eine ganz durstige Lösung lautet: „Kräftiger Weinkeller angefangen, wollen wir zum Ziel gelangen.“ — Ein ganz überzeugter aber schreibt an eine falsche Lösung untendran: „Eine Egge oder eine Uhr wird gewünscht.“ Wir freuen uns, daß auch dieser Löser in allen Dingen Maß gehalten hat.

Solche Lösungen, bei denen mehr oder weniger der Wunsch der Vater des Gedankens ist, sind noch viele beim Onkel eingegangen. Er kann aber natürlich nicht alle Fischesser und Weintrinker beiriedigen, er hofft aber, daß auch diese bei dem neuen Bilderrätsel, das wir in unserm diesjährigen Kalender ausschreiben, nicht nur leibliche Genüsse im Auge haben, sondern ihren Verstand auch nach anderen Richtungen hin anstrengen, dann werden sie auch ohne „einen kräftigen Weinkeller, Maufesallen und Fischgebeisse“ zum Ziele gelangen.

Für richtig eingehende Lösungen haben wir folgende wertvolle und praktische Preise ausgesetzt:

- 1 Separator „Krupp“
- 1 silberne Herrenarmenuhr
- 1 Beerenpresse
- 1 Buttermaschine „Astra“
- 1 Bildertafel
- 1 Schleppreden
- 1 Radelbrett mit Wallholz
- 4 Sensen
- 4 Wäscheleinen aus Alce
- 2 Sturmlaternen
- 1 Rübenhöbel
- 2 Arte
- 3 Zinleimer
- 1 Schreibzeug
- 3 Handbejen

- 4 Bücher
- 3 Heugabeln
- 4 Rechen
- 4 Ventleinen
- 3 Kopfhairartätschen
- 4 Schrubber
- 1 Taschenlampe mit Batterie.

Jeder, dem es gelingt, die richtige Lösung zu finden, hat Aussicht auf einen der obigen Preise. Darum fest den Kopf zwischen die Hände genommen und den Verstand und Erfindungsgeist in Bewegung gesetzt.

Als Schlusstermin für Lösungen ist der 31. Januar 1922 gesetzt; alle später eintreffenden Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Der Rätseltitel.

Preisaufgaben für 1922.

Bilderrätsel A.

Bilderrätsel B.



Allerlei.

Arbeiten und schaffen soll ein jeder. Arbeiten und schaffen soll ein jeder nach seiner Art, denn darin liegt sein Heil; bauen soll er in sich und außer sich; und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von gegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von neuem geduldig aufrichten, denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren.

Wilh. Raabe.

Stadt und Land. Stadt und Land sind heute wie zwei entzweite Gehälften, die doch nur zum Glück, zum tiefsten Genuße des eigenen Selbst kommen können, wenn sie sich völlig verstehen und gegenseitig voll und hingebend würdigen. Ihre Ehe wieder zu heiligen, muß aller Einsichtigen Ziel und Absicht sein.

Feinheiten aus einer Kinderseele. Kürzlich ging ich in Freiburg die Eisenbahnstraße hinunter. Auf demselben Weg kamen mir eine junge Frau mit einem 5-jährigen kleinen Mädchen entgegen. Das Kind hatte sein linkes Armchen um den rechten der Mutter geschlungen. So schritten sie stillschweigend dahin. Ich befand mich in unmittelbarer Nähe der Weiden. Plötzlich hob die Kleine ihr blondes Köpchen, schaute mit ihren großen Augen zu der Frau empor und drückte zugleich liebevoll deren Arm an sich: „Mutter,“ sagte ernst und lebhaft aber bittend die Kleine, „du mußt dich aber nicht beleidigt fühlen, . . . wenn ich jetzt was sage; meinst du, Vater wäre heute abend ausgegangen, wenn du heute mittag seinem Bunsche gefolgt und zu Hause geblieben wärest?“

Wahre Begebenheit.



Wir Mädchen vom Lande.

Wollt ihr echte deutsche Mädchen finden,
 Müht ihr auf die stillen Dörfer geh'n,
 Wo noch Einfachheit und Sitte herrschen,
 Frömmigkeit und Wahrheit noch besteh'n;
 Wo der Puß und Prunk der großen Städte
 Bog mit seinem Flitter noch nicht ein,
 Wo noch jede fühlt im tiefsten Herzen,
 Was es heißt ein deutsches Kind zu sein.

Wenn am Morgen uns erweckt die Sonne,
 Gängen rüstig wir das Tagwerk an,
 Bis sie abends sinkt, gib's keine Ruhe,
 Doch mit Freude alles wird getan.
 Haus und Hof und Garten, Feld und Wiese,
 Bei der Arbeit unser Lied durchflingt,
 Daß uns alles viele Freude schaffet,
 Zeigt die Art, wie je es Mädchen singt.

Dann schmeckt gut uns auch ein schlichter Bissen,
 Und gesunder Schlaf stellt früh sich ein,
 Auch stört niemals uns ein böß Gewissen,
 Dem die Arbeit hält die Herzen rein.
 Kommt ein Festtag, dann gilt's Gott zu ehren,
 Dem der Bauern Herz so oft vertraut;
 Dann ein froher Gang durch Wiesen, Felder,
 Wenn die Sonne lacht, der Himmel blaut.

Was sie sonst als Lust und Freude preisen,
 Tanz, Theater, Kino, Reisen, Sport,
 Können auf dem Lande wir von uns weisen,
 Haben viel mehr Lust und Freude dort.
 Frohe Lieber, alter Zeiten Märchen
 Und die schönen Stunden im Verein,
 Lassen alles andre gern entbehren,
 Es genügt uns, um vergnügt zu sein.

Drum, wollt ihr das Leben recht genießen,
 Zögert nicht und kommt aufs Land geschwind,
 Lernt dort bald, wie wir als frohe Mädchen,
 So von ganzem Herzen glücklich sind.
 Röter werden eure bleichen Wangen,
 Und von Nerven merkt ihr bald nichts mehr,
 Wollt ihr rechte deutsche Mädchen werden,
 Kommt aufs Land, da wird es euch nicht schwer.

M a l s c h.



Das Lied der Ahrenfelder.

Von Hans Waldheim.

In mattrotlichem Anhauch schimmern die Kuppen des Schwarzwaldes. Die Schatten der Nacht ziehen talwärts. Waldsaum und Feldrain zeichnen sich nach den Höhen hinauf immer deutlicher ab, und tieferes Schwarz färbt die Tannenbestände, welche die Gipfel zinnenartig krönen. Der Frühwind streicht darüber. Nicht lange währt es, da steht im Osten ein großes Leuchten. Funken sprühen auf, springen über von Spitze zu Spitze; blizenden Speeren gleich schießen Strahlen durchs Lustreich und zünden Flammen an auf den Hochaltären im weien Heiligthume der Natur. Feierlich wie ein Festtag kündigt sich der erste Tag der Sommerernte an. So meint es auch das Glöcklein der Dorfkirche; es bammelt und stammelt Wonnelaute weit umher in die Morgenstille; und aus Tür und Hof eilen Menschen, schweigsam und hochgestimmt, im saubern Blau des Arbeitskleides zum Kirchlein empor. Statt des Gesangbuchs führen sie heute Sense, Sichel und Strohbündel mit sich, und bei jedem Schritt klappert im Schlatterfah am Ledergurt der Schleiffeln vor Ungebuld. An den Stufen, an Pforte und Mauerseite des Kirchleins legen sie ihre Geräte hin und treten hinein in den geweihten Raum. Denn des Himmels Segen gilt es heute als erstes zu erleben, heute, da der Kornschnitt beginnt, die wichtigste, schönste, heiligste Arbeit im Kreislauf ländlicher Verrichtungen.

Im Morgenwinde neigen sich die Kornspreiten. Welle löst Welle ab auf dem weithin wogenden Ahrenmeer in geschwungenen Beugen, in ruhigem Gleichmaß der Bewegung; mitten drin an einer Begegabelung steckt versonnen ein Heiligenhäuschen mit weißgelüchelter Wölbung. Im Auf und Nieder der rhythmisch rollenden Kornflut spiegelt sich das Licht in wechselnden Schattierungen. Spielt Licht und Lust noch einmal zärtlich mit den Kindern der Flur, ehe diese in den Tod sinken.

Die Sense zischt im Pendelschwung, wozu manch breiter Bauernrücken sich im Takte bewegt. Schnarrende Schläge, vom Stahl geführt. Der kennt kein wehleidig Jagen. Es zittert die Ahre, schwankt knickt zusammen mit dem roten Mohn und der blauen Kornblume. Sirresang ihr Sterbesang. Und immer weiter rast der Tod, fährt hinein in's dichte Gehege, schreckt das kleine Wöllchen auf aus stillem Gehäuse, zerflört die Freude eines kurzen Sommertags. Wahnsinnig vor Angst trabbeln die kleinen Dinger umher, nach neuem Schlupf suchend. Doch der Schrecken wälzt sich immer wieder heran. Mit

Sirresang und Mirressang. Wohin du armer, pudziger Käsermann? Willst rückwärts fliehen! Du denkst wohl Mitleid zu finden bei den Schnitterinnen dort. Doch auch diese haben schwere Schuhe an und führen die hämisch zischende Sichel, womit sie nach den Stengeln rupfen und zerren, die Mahd aufheben und zum Trocknen hinbreiten. Sie haben keine Zeit, deiner zu achten in der Not Schau doch, wie die gebräunten Arme rastlos hantieren, unbestimmt um Dirseln und Stoppeln, wie die weißen Kopftücher auf- und niedertauchen in der Hast der Arbeit! Selten reden sie sich empor, es sei denn, um aus dem Steinrug fühlenden Trunk zu tun, oder die aufgelösten Haare aus dem geröteten Gesicht zu streichen. Kein Lachträllern, keinen neckischen Juruf hinüber, herüber wirst du heute hören wie bei der Heumahd. Drum ergib dich in dein Geschick! Stille Menschen scheiten fürbass den Weg deiner Vernichtung an großen, heiligen Erntetage, und Sichel und Sense, Arm und Stiel, Mann und Weib, sie alle sind heute durch den gleichen Zweck zu fester, starrer Einheit verwachsen, von der Kraft des Metalls durchdrungen, die achlos Niederes zerstört, um Höheres zu gestalten. Und dieser wüste Sirresang tief unten in raschelnden Halmen kündigt sich hoch oben an als die gewaltige Siegesfanfona menschlicher Kulturarbeit.

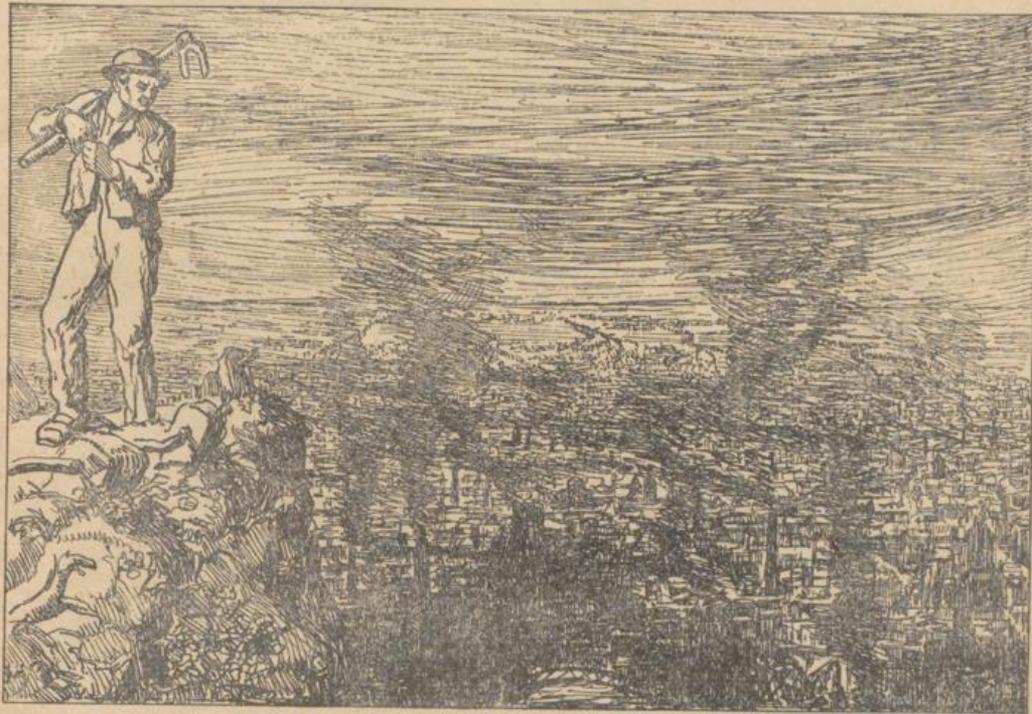
So geht der Tag hin in unermüdlichem, ernstem Schaffen, der erste Tag des Kornschnitts. Hingeschichtet in langen Spreiten liegt der Schmut der Felder zu großem Teil, als langsam sich die Sonne zu Nüste neigt. Schräge Strahlen fallen in das Heiligenhäuschen an der Begegabelung und machen das düstere Verließ der Heiligen für kurze Zeit zu einem freundlichen, wohllichen Winkel. Ihr Glasschmuck blinkt auf, ihr Antlitz lächelt mild zurück zu den Schnitterinnen, die beim Heimgehen auserlesene Ahrenbüschel an ihr Gitter hängen. Allmählich verstummt das Konzert, in vereinzeltm Surren stirbt es hin. Dann geht's an's Binden und Aufstellen der Garben, bevor der Tau fällt. Zuerst der „Bock“, ein stämmiger Kerl mit Rückgrat und Haltung, daran im Kreise angelehnt neun Garben, und über das Ganze stülpt geschickte Bauernhand der schützenden „Hut“. Bald stehen die „Haufen“ da in langen Reihen, umwoben vom Zwielficht, finstern und ernst, gleich vermunnten Trauergestalten. Und in die wachsende Nacht klagt eine verschuchte Grille um die verlorenen Gespielinnen und um die heimlichen Sommerfreuden, die nun zu Ende gehen.

Der Bader-Bauer über der Stadt.

Ich stehe auf einem Berge, dicht am Rande eines Felsenvorsprungs. Heiß brennt die grellleuchtende Sommer Sonne. Unter mir liegt die Industrie- und Millionenstadt, das steinerne Häusermeer. Himmelan streben und recken sich die zahllosen Fabrikschlöte und Hochöfen und einige Kirchtürme. All das schimmert und glüht in der Mittagssonne.

Ich stehe oben auf dem Berge in vollem Licht und atme die frische, reine Luft. Alles in mir jauchzt und freut sich der in der Sonne strahlenden Gotesnatur.

Ich seh' all dies von meiner Höhe aus, unter mir. Ich sage so stolz: „Unter mir.“ Was ist es denn, daß ich hier auf dieser Höhe stehe, so frei und unabhängig, wie wenn mich gar nichts mit der Stadt da unten verbände? Was unterscheidet mich von den Menschen da unten in der Stadt? Bin ich nicht auch ein Mensch, ein Christ, ein Schwimmer im reißenden Strom des Lebens? Bin ich nicht ebenfalls ein Glied des großen Ganzen, der Volksgemeinschaft, der schaffenden Menschheit, des Staates? Und gehöre ich nicht, trotzdem ich da oben arbeite, lebe



Unter mir erfüllen schwarzgrauer Rauch, mächtige Dampfwolken und Flammengarben, ewiges Rollen und der Schall wuchtiger Dammerschläge die Luft über der Stadt.

Plötzlich schallet von den Kirchtürmen feierliches Glockengeläute, und von den Kohlenzechen und Werkstätten der Eisen- und Stahlindustrie und all den Fabriken ertönt jammervolles Sirenengeheul.

Es ist das Zeichen der Mittagspause!

Straßen und Gassen füllen sich mit den schwarzen Massen, welche all die Arbeitsstätten, für einen Augenblick nur, ihrer Familie zurückgeben, damit sie dort in aller Eile ihre Kräfte erfrischen. Eine Flut von ermattenden, hungernden Menschen durchziehet die Stadt. Ich

und wohne, zu den Menschen da unten? Und sind wir nicht alle zusammen ein Volk, umfasst und getragen von einer Heimat und betroffen von ein und demselben Schicksal?

Währenddem ich mich so frage und denke, zieht's mich mächtig hinab in die Stadt; hinab in diese Millionenstadt; dort, wo so stark das Leben pulsiert, wo sich so viele Menschen einigen und in zähem, mühsamen, gemeinsamen Ringen dem gleichen Ziele, der Selbsterhaltung und dem Aufbau des Volkes des neuen Deutschland zustreben. Das ist, was sie einigt, was uns einigt. Eine gewaltige Macht, der Wille zum Leben, der Wille zur Volksgemeinschaft, schmiedet und kettet uns alle ja aneinander und hält uns zusammen. Das Ganze soll leben,

sich behaupten, durchsehen und trotz allem ewig fortleben und sich immer weiter entwickeln.

Dabei will und kann ich nicht länger hier oben weilen; deshalb zieht es mich auch so mächtig hinab zu diesem Volk, zu meinen städtischen Mitmenschen und Brüdern, die da leben im Fieber der Hast und der Arbeit. Ich will ihnen allen in starker Menschenliebe eine brüderliche und hilfreiche Hand bieten und ihnen gegenüber gerecht sein in meinen Urteilen und in meinem Handeln.

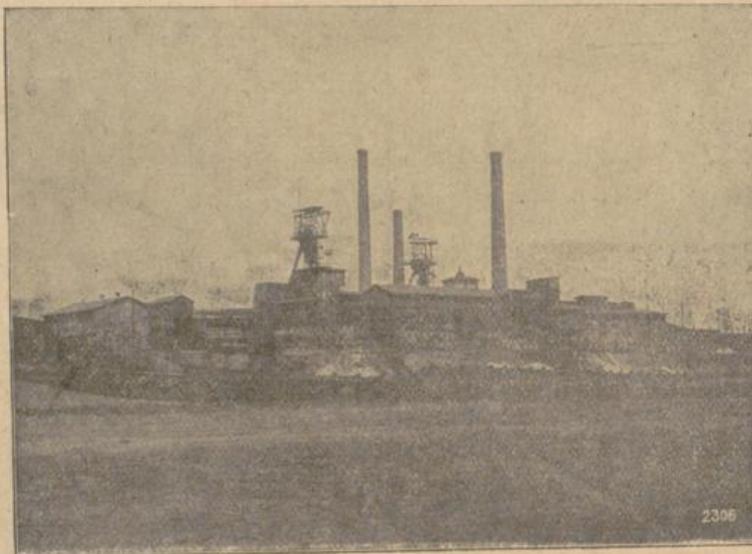
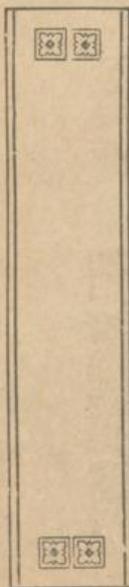
Dann will ich mit gestärkter Seele zurückkehren zum Pflug und mit festerem Griff tiefe Furchen ziehen und sorgen für all die schaffenden Menschen da unten, um so die Stadt dem Lande vereinen und gemeinsam mit allen Berufsständen und deutschen Stämmen den Kampf führen ums Dasein der deutschen Lande, bis daß die Not der Zeit überwunden ist. Sind wir doch alle zusammen ein Volk, umfaßt und getragen von einer Heimat und betroffen von ein und demselben Schicksal. K.

Die Kalisalze.

Von Ernst Rüdiger.

In der neuzeitlichen Landwirtschaft haben die künstlichen Dünger eine große Bedeutung gewonnen, und dies umso mehr in der jetzigen Zeit, wo es gilt, die während der Kriegszeit gewaltig zurückgegangenen Erträge soweit zu Lei-

werke zu finden. Leider haben wir das Salzgebiet im Elsaß, welches namentlich für die süd-deutsche Landwirtschaft von großer Bedeutung war, durch den Krieg verloren, und durch den Verlust dieser Werke ist auch das Weltmonopol,



* Außenaussicht eines Kalibergwerkes.

gern, daß unser Volk mit auf eigener Scholle erzeugten Nahrungsmitteln ernährt werden kann.

Neben dem Stickstoff, der Phosphorsäure und dem Kalk ist ja bekanntlich auch das Kali einer der vier Grundnährstoffe, welcher zur Erzielung hoher Ernten nicht entbehrt werden kann und welchen wir daher, wollen wir die Ernterträge steigern, dem Boden und den Pflanzen zuführen müssen.

Die Kalisalze, welche diesen wichtigsten Nährstoff enthalten, sind ein rein deutsches Naturprodukt. Diese Salze werden hauptsächlich in der norddeutschen Tiefebene bergmännisch gewonnen und sind die Hauptgebiete dieses Vorkommens die Provinz Sachsen, Anhalt und Thüringen; aber auch in der Provinz Hannover, in Brandenburg und Mecklenburg sind zahlreiche Kali-

werke vorhanden, die bis dahin hatte, durchbrochen worden. Wie tiefe Wunden dem deutschen Volkvermögen durch den Verlust dieses Salzvorkommens geschlagen worden sind, können wir daraus ermessen, daß schon vor dem Kriege der Wert der im Elsaß lagernden Salze von schweizerischen Geologen auf 65 Milliarden Mark geschätzt worden ist! Und wenn auch dieser tatsächliche Wertverlust noch zu tragen ist, so muß die Durchbrechung des deutschen Weltmonopols als Folge des Verlustes der elsässischen Werke die Auswirkung haben, daß die Kaliindustrie, deren ganze Gewinnpolitik auf das Auslandsgeschäft zugeschnitten war, niemals mehr in die Lage versetzt werden wird, der deutschen Landwirtschaft die Kalisalze zu so niederen Preisen zu liefern, als dies vor dem Verlust des Elsaßes